15.– ~~Selten~~ P.o.germ. 2058 z

– Hg 8, 616

1. Ausgabe
(Seltener, liederlicher
Roman)

Christian August
Peschek

59 (PESCHECK, C. A.), Philipp Zeidelbär u. Binchen Magensaft; ode
ie zwei Stuzperükken u. ihre Besitzer. *Mit TVign. v. J. G. Mansfeld*
Halberstadt in der Buchhdlg. der Großschen Erben 1798. 340 S. Hldr. d
t. m. 2 RSch u. RVerg. 95.
rste Ausgabe. „Seltener liederlicher Roman". Hayn-G. 8, 616. Geschich
eines Bauernmädch … *lichen Erlebnissen. De*
ugendfreund studier … *sen Bahrdt". Nicht b*
oed.

Au…
…ariat Kaldewey
…en-Bogenhausen
…straße 10
Au…

Philipp Zeidelbär
und
Binchen Magensaft;
oder
die zwei Stuzperükken
und
ihre Besitzer.

von Christian August Peschek.

Halberstadt
in der Buchhandlung der Großschen Erben
1798.

Td/71/736

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Philipp Zeitelbär

und

Bienchen Magensaft,

oder

die beiden Stutzperükken.

1.

Der Prediger zu Langenwaldau war ein Mann von großem Körper und kleiner Seele. Unter seinen Tritten zitterte die hölzerne Kanzeltreppe, und die Kanzel selbst war seinem stattlichen Bauche zu enge. Seine fleischigten Wangen wälzten sich wie Wogen auf dem Kragen des Priesterroks, und sah man ihn seitwärts, so schien es fast zweifelhaft, ob er eine Nase besitze. Sein lederner Grosvaterstuhl war mit Eisen beschla-

gen. Ein Paar Stiefeln für ihn kosteten dem Schuhmacher allemal zwey vollkommne Kalbfelle. Dieser wohlgenährte Priester hatte sein majestätisches Ansehen einer fetten Pfründe zu danken; und da seine Kirchkinder das gute Gedeihen verspürten, überhäuften sie ihm um so mehr mit Wohlthaten, die zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehören, denn diese Art Leute hat großen Gefallen an fetten Seelsorgern. Uebrigens war der Mann gradezu, etwas hartherzig, schlecht und recht, von der alten Welt, orthodox und ganz natürlich also auch ein eifriger Verfechter alter Moden.

Mit seiner Ehegehülfin, einem vormaligen erfahrnen Kammermädchen, die ihm zu diesem Amte verhalf, hatt' er verschiedne Kinder erzielet, davon aber nur noch eine einzige Tochter am Leben war. Dies flinke Mädchen, Jakobine genannt, schön an Geist und Körper, hatte nicht eine Ader von ihrem ruheliebenden Herrn Vater. Der Geist ihrer Mutter ruhte hingegen unverkennbar auf ihr, denn sie liebte, so wie diese

Bayerische Staatsbibliothek München

in jüngern Jahren, die Welt und die Moden, und ließ sich gern Artigkeiten sagen. Unter den Pflichten der Nächstenliebe waren ihr die gegen die Brüder schäzbarer, als die gegen die Schwestern. Ihr Auge rollte schalkisch unter der immer heitern Stirne umher. Die Grübchen der Wangen luden zum Kuß ein. Ihr schlanker Wuchs reizte den lüsternen Blick. Bezaubernde Fröhlichkeit ergoß sich durch ihr ganzes Wesen. Mehrentheils selbst gebildet folgte sie ihrem Hange zur Laune und zum Leichtsinn, gaukelte sorglos durch ihre kleine Welt, und wußte von der Tugend und vom Laster nur grade so viel, als sie ihr eignes Gefühl lehrte. Dies Gefühl ist nicht ganz zu verachten. Gar oft wäre es besser, wenn man bey jungen Leuten diesem Gefühl erst Zeit ließe, sich gehörig zu entwickeln, ehe man ihm Schulbegriffe und schwankende Urtheile über gut und böse aufdringt.

Jakobinens Vater, Magister Magensaft, war ein großer Anhänger der christlichen Sparsamkeit. Er hielt es daher für

eine unnöthige Ausgabe, seiner Tochter einen Informator zu halten, sondern übernahm selbst das Geschäft, sie zu unterrichten. Nun weiß man aber schon, wie es mit dem eignen Lehrmeisteramte der Väter bei ihren Kindern herzugehen pflegt. Es kommt selten viel Kluges dabey heraus. Magister Magensaft hatte gar viel Amtsarbeiten. Dabey war er und die Seinigen nicht selten genöthiget, den Tauf- und Hochzeitschmäusen in diesem der Vermehrung sehr ergebnen Dorfe beyzuwohnen. Hierdurch gieng so manche Schulstunde verloren. Der Herr Vater war zufrieden, seine Tochter zum heiligen Abendmahl vorbereitet zu haben, und hielt den nachfolgenden Unterricht für Nebenwerk. Lieber Gott! wie so viele Menschen machen sich dieser unverzeihlichen Thorheit schuldig. Man eilt, um das Töchterchen bald vorbereiten zu lassen, besonders wenn ihr die Natur einen guten Wuchs gab. Sie muß das sogenannte Christenthum binnen kurzer Zeit gleichsam in nucleo verschlingen. Ob sie es verdauet hat, darum bekümmert man sich nicht. So bald die kirchliche Handlung das erstemal vollbracht

ist, hören gemeiniglich die Schulstunden völlig auf, ja die Mädchen schämen sich auch wohl gar, alsdenn noch in die Schule zu gehen. Nicht nur in den niedern Volksklassen ist diese Sitte einheimisch. Man findet sie auch häufig in höhern Ständen, sogar in den Häusern der Gelehrten und der Prediger. — Doch was verweil' ich bey Dingen, die tausendmal schon gesagt, und doch eben so oft vergessen worden sind.

Jakobinens guter natürlicher Verstand ersezte einigermaasen den Mangel des Unterrichts, der ohnehin von ihrem Herrn Papa ziemlich kahl und leer ausfiel. Sie las allerley Schriften, die ihr vorkamen, gute und schlechte, nüzliche und verderbliche ohne Auswahl, aber alle heimlich, weil ihr der Vater alle Lectüre durchaus verboten hatte, — entweder weil er überhaupt nichts auf Lectüre hielt, oder weil er sich die Mühe der Auswahl nicht erst auf den Hals laden wollte. Unter den Büchern die sie las, machten nun freylich die romanhaften den lebhaftesten Eindruk auf sie. Denn die Jugend hat größten-

theils unwiderstehlichen Hang zum Auserordentlichen. — Uebrigens hatte Jakobine noch einen besondern litterarischen Vorzug, der so manchem Frauenzimmer von einigem Stande fehlt. Sie schrieb schön und fertig, schnizerte auch nicht beträchtlich wider die Orthographie. Diesen Vorzug hatte sie ihrem Herrn Pathen, dem Schulmeister des Orts, Namens Zeidelbär, zu verdanken. Dieser strenge Pädagog, der seine Pathe Bienel ohne Entgeld im Schreiben unterrichtete, sah ihr wenig nach, und ihr ofner Kopf kam ihr bald in einer Kunst zu statten, die wohl mit Unrecht in unsern Tagen so gleichgültig behandelt zu werden anfängt.

Jakobine ward, als das einzige Kind vom Hause, von ihren Eltern sehr geliebt, mit unter auch, besonders von der Mutter, ein wenig verwöhnt. Doch überwog ihr Leichtsinn den Eigenwillen. Ihre Lustigkeit kannte jezuweilen keine Grenzen, welches der Mama zwar oft Freude machte, dem gegen drey Centner wiegenden Papa aber

 nicht

nicht selten zur Last fiel. Binchen fragte jedoch darnach nichts, sondern übte ihre leichtfertige Laune oft sogar an ihm selbst aus, welches nun freylich eben nicht sehr zu loben war. Folgender Auftritt mag hiervon zum Beweise dienen.

Einstmals hatte sich der Herr Pastor Magensaft seine alte schimmliche Peruke — denn auf dergleichen Eitelkeiten pflegte er nicht viel zu wenden — in der Stadt akkommodiren lassen. Dies geschah sehr selten. Weil aber eben das Weihnachtsfest einfiel, so wurde der Perukenmacher in Nahrung gesezet. Jakobine, die damals erst zwölf Jahr alt war, trieb mit der frisch gepudert ankommenden Peruke ihr Gespött, versah es aber, und warf sie in die Stube. Zum Unglük fiel sie derb auf einen dastehenden Stiefelknecht. Aller Reiz derselben war auf einmal hin. Das arme Ding gerieth in Todesangst. Aber Mama sprach ihr Muth ein, und rieth ihr, die Peruke am Abend, wenn der Vater zu Bette seyn würde, selbst wieder zu frisiren. Dies ward beschlossen, dem Vater verheim-

licht, und die Weihnachtsgeschenke wurden mit großer Laune empfangen. Sobald der Alte seine Predigt völlig ausgeschrieben, seiner beschwerlichen Kleiderlast sich entladen, und mit großem Getöse sich in sein Bette gewälzt hatte, nahm Jakobine den Kamm her, und fing an zu frisiren. Kindische Leichtfertigkeit und trunkne Freude über die Christbescheerung gaben ihr den tollen Einfall alle queerliegende Locken die Länge herunter zu stellen, das vornstehende Tupee recht hoch zu machen, und in der Mitte längs über den Kopf hin einen Zopf zu flechten. Die Peruke war von Natur hinten etwas lang, und durch diese neumodische Tour bekam sie ein äuserst fremdes Ansehen. Am folgenden Morgen war es noch dunkel, als sich Magensaft anzog. Die Tochter gab ihm die Peruke, er sezte sie wie gewöhnlich ohne Spiegel auf, und wälzte sich in die Kirche. Der Herr Gevatter Schulmeister bemerkte, mit Amtsgeschäften überhäuft, anfänglich auch nichts, und Mama hatte eben so wenig darauf Achtung gegeben. Als aber der Herr Pfarr vors Altar kam, da stieß alles die

Köpfe

Köpfe zusammen. Zum Glük war das Volk in der Subordination Meister Zeidelbärs erzogen, und muchste also nicht, wiewohl einige Zuhörer auf den Emporkirchen hinter der Kanzel gottlose Pantomimen unter sich spielten, und während der Predigt mit Fingern auf die wakelnden Zipfel zeigten. Nach der Predigt bemerkte auch ein Kirchvater den Spuk, und suchte dem Herrn Pfarrer seine Verwunderung über diese neue Mode zu erkennen zu geben. Denn da er sonst ein Feind neuer Moden war, und seine Kirchkinder seit seinem Amtsantritt noch nicht die mindeste Verändrung in seiner Tracht erfahren hatten, so machte diese Kleinigkeit großes Aufsehn. Magensaft entrüstete sich so sehr über diese Sache, daß er sogleich nach Hause keuchte, und Jakobinen, auf die augenbliklich der Verdacht fiel, ziemlich derb ausprügelte, sie auch zwang, die Peruke sogleich in Ordnung zu bringen, ehe er den Seegen sprechen mußte. Nach dem Gottesdienst gieng erst die rechte Lekzion an, wobei er so sehr in Zorn gerieth, daß er folgenden merkwürdigen Fluch ausstieß: Ich wollte, daß du alle Haare vom

vom Kopfe verlörst, und daß in Zukunft eine Peruke dir tausend Unglück zuzöge!

Doch, weiter in der Geschichte! Jakobine trat mit diesen oben erwähnten Eigenschaften, gemischt aus Leichtsinn, gutem Herzen, wenigen Vorzügen aber auch unbedeutenden Fehlern, auf den Schauplaz der Welt. Dieser war für sie jezt noch klein, ward aber in der Folge desto größer. Der Herr Pathe Zeidelbär konnte Binchen wohl leiden, und sah sie gern zu sich kommen. Auch kam sie gern zu ihm, aber sicher nicht aus gegenseitiger Zuneigung, sondern vielmehr aus einer geheimen Sympathie gegen eine gewisse obzwar mehrentheils entfernte, aber doch zu diesem Hause gehörende Person. Diese war der junge Johann Philipp Zeidelbär, einziger Sohn des Schulmeisters. Er war zwar nicht mit Jakobinen aufgewachsen, indem er mehrere Jahre zählte als sie. Aber sie war ihm doch als Kind schon gut gewesen, und er besaß auch wirklich viel Einnehmendes. Nach einer langen Entfernung von etlichen Jahren kam er jezt von der sächsischen Fürstenschule nach Hause, und brachte so viel Artigkeit,

tigkeit, fröhliche Laune und Jugengeist mit, daß Jakobine durchaus nicht umhin konnte, den Jüngling sehr liebenswürdig zu finden. Philipp fand auch das Mädchen, die indes herangewachsen war, liebenswürdig. War dies der Erfolg von gleichgestimmten Geisteseigenschaften, oder nur von der Freyheit, in welcher sich der sonst von Mädchen ganz abgesonderte Jüngling auf einige Zeit versezt befand, das kann ich nicht bestimmen. Jakobine gieng während seiner Gegenwart hurtiger als jemals in die Schreibstunde, und besuchte ihren Herrn Pathen auch auser der Zeit. Der alte Zeidelbär bemerkte dies, schwieg aber, weil er eine mögliche künftige Verbindung seines Philipp mit der einzigen Tochter eines wohlhabenden Geistlichen, und die vielleicht damit verbundne Gelangung desselben an seine Stelle, so uneben nicht fand. Die Frau Schulmeisterin verstand von alle dem nichts, oder glaubte vielmehr, nach Maasgabe der dörflichen Sitten, die Freyerey sey unter jungen Leuten etwas sehr Artiges, woran sie denn auch so ganz unrecht nicht hatte, wenn man die Sache blos nach dem Laufe der Natur

tur betrachtet. Durch diese heimlichen Vergünstigungen wuchs die Vertraulichkeit der Liebenden, deren wachsende Gefühle ich ihrer Alltäglichkeit wegen nicht erst schildern will, mit jedem Tage. Die Natur lehrte sie lokende Künste, und die Sinnlichkeit hatte daran einen nicht geringen Antheil.

2.

Die Wochen des Urlaubs waren verstrichen, und die Subordination der Schulmonarchie rief unsern Philipp zurük. Die Trennung kostete von beyden Seiten Thränen. Um der sichrern Erinnerung willen wollte man noch einmal traulich zusammen kommen, und zwar im Pfarrbüschchen, welches hart an die Wiedemuth des Predigers stieß. Man verabredete die Stunde! und stellte sich ein. Nun war eben damals Magister Magensaft mit der Sommersaat beschäftigt; denn meine Leser müssen wissen, daß dieser Geistliche es nicht zu niedrig fand, sein Feld zum Theil in eigner Person zu bestellen. Er pflügte, eggte, säete, und half bey der

Erndte einfahren. Diese Geschäfte hatte ihm sein Chirurgus angerathen — wahrlich ein treflicher Rath für den dicken Pastor, dessen Befolgung ihn wenigstens vor dem Bersten schüzte! Er bediente sich desselben, so sauer es ihm auch wurde, ohne Einwendung, weil dabey sein Geiz einigermaasen seine Rechnung fand, denn dieser überwand noch seine Trägheit. An dem heutigen schönen Maytage war nun eben der Alte aufs Feld gefahren, und säete Hafer. Nachdem er eine Weile die Furchen mit nicht geringem Keuchen durchwadet hatte, und einen Augenblick ausruhte, hörte er in seinem Wäldchen einen lauten durchdringenden Schrey. Er warf seinen Sack auf die Pferde, und wakelte nach der Gegend hin. So sehr er auch keuchte, daß man ihn hundert Schritt weit hören konnte, so bemerkten ihn doch Philipp und Jakobine nicht eher, als bis er vor ihnen stand, und sie in einer ziemlich verdächtigen Stellung fand, die zu schildern ich wegen der Gegenwart eines Priesters nicht wagen darf. Vater Magensaft erzürnte sich gewaltig, nahm ein Stück Reisig, und

fieng

fieng an, gewaltig auf den armen Philipp los zu prügeln. Dieser nahm Reißaus, und entkam bald. Jakobine rafte sich schnell zusammen, fiel ihrem Vater zu Füßen, und erweichte ihn durch Thränen, dieses allmächtige Versöhnungsmittel, das die Frauenzimmer allezeit in Bereitschaft haben. Philipp kam nach Hause, gestand dem Vater etwas von der Sache, und bewirkte, nach einigen erhaltnen Maulschellen, durch seine Bitten doch so viel, daß man ihm sogleich Urlaub gab, und die Reise nach der Fürstenschule zu Fuß antreten ließ. Magensaft befahl der Tochter, sich auf den Letterwagen zu sezen, und da zu harren, bis er sein Tagewerk vollendet hätte, welches er, ohngeachtet des gehabten Schrekens, mit ziemlicher Gelassenheit vollbrachte. Hier saß nun Jakobine und hatte Zeit genug, über den sonderbaren Abschied von ihrem Geliebten nachzudenken, indes Mama zu Hause über ihre lange Entfernung sich verwunderte. Endlich brachte Papachen sein Töchterchen auf dem Getraidewagen gefahren. Mama war froh, denn dieser Auftritt war so selten nicht. Als sie aber von

ihrem Gatten mit Verdruß und Murren empfangen wurde, gerieth sie in Sorgen. Er half ihr aber bald daraus, indem er den ganzen Vorgang erzählte. Ists sonst nichts, als dies? dachte sie bey sich selbst, und erinnerte sich an ihre Jugend. Doch mußte sie äuserlich böse scheinen, und dem Töchterchen einen Verweis geben. Der Vater aber war nicht so schnell versöhnt. Er schrieb den folgenden Morgen an den Rektor der Fürstenschule, und sein Brief langte mit dem jungen Zeidelbär ziemlich zu einer Zeit an. Hier war die Strafe hart. Man wollte ihn anfänglich gar ausstoßen, verwandelte aber endlich die Ahndung in vierwöchentliches Karzer. Hier konnte er nun über den fatalen Abschied von Jakobinen noch reiflicher nachdenken, als diese auf dem Letterwagen. Indessen kriegte auch der Herr Magister den Schulmeister vor, und las ihm eine derbe Lekzion, welcher sich aber mit völliger Unwissenheit entschuldigte, und seinen Sohn so gut, als bey der etwas weiten Entfernung möglich seyn würde, abzustrafen versprach.

Inzwischen hatte doch die Szene im Wäldchen die Zärtlichkeit der jungen Leute eher vermehrt als vermindert. Philipp sann auf Mittel, einen Briefwechsel mit Jakobinen anzufangen, und es gelang ihm eines zu finden. Er hatte nehmlich in dem nahe bey Langenwaldau gelegnen Städtchen einen Freund, der Kandidat des Predigtamts war, und alle hohe Feste beym Herrn Pastor Magensaft predigte. Dieser hieß Zimmtmandel, ein artiges süßes Männchen, roth und weiß wie Milch und Blut. Aber es ist der Mühe werth, diesen geistlichen Adonis etwas näher kennen zu lernen. Man denke sich ein junges Herrchen von etwa 28 Jahren, mittler Statur, hager, wohlgewachsen, rosigt das Antliz, und blau der Bart, auf der modischen Beutelperuke ein Härchen so gleich als das andre gekämmt, in den Hosentaschen zwey Uhren, und ungeheuer große Schnallen in den Schuhen, zu greulichem Aergerniß der kleinen groß seyn wollenden Stadt, in der er lebte. Man sollte meynen, dies feine Männchen werde auch in der Liebe einen zarten Geschmack,

schmack, und nur für ein eben so galantes und weichlich erzogenes Mädchen Gefühl gehabt haben. Aber nicht also. Eine feiste Bäurinn erregte in ihm mancherley starke männliche Empfindungen, und er predigte gern bey den Herren Geistlichen auf dem Lande, weil ihm die frischen Landpfarrtöchter besser gefielen, als jene liebäugelnde Dirnen, die zwar mit allerliebsten weichen weißen Fingerchen, aber auch mit histerischen Zuckungen, neben ihm am Klavier in süßen Harmonien dahin schmolzen. Also von dieser Seite ein Mann von richtigem Geschmack und wahrem Naturgefühl. Nur sein Herz taugte nicht viel. Wenigstens war er stolz, trug Beleidigungen lange nach, und ließ sich aufbrausende Hize und andre Leidenschaften oft zu nicht sehr moralischen Handlungen hinreißen.

Dieser Kandidat war nun der Freund des jungen Zeidelbärs, und der Briefbesteller der Liebenden. Er predigte daher nach gerade öfterer in Langenwaldau. Wenn ihn seine pädagogischen Geschäfte, denn er

informirte gewaltig viel, einmal ein paar Tage Erholung übrig ließen, so brachte er diese beym alten Magensaft zu. Auf diese Art war es denn nun sehr leicht, die gegenseitigen Briefe der Liebenden zu bestellen, die zwar voll von Zärtlichkeitszusagen, aber doch nicht in dem tändelnden oder siegwartschen Tone geschrieben waren, der sonst gemeiniglich dergleichen Briefen eigen ist. Die Natur sprach aus allen Zügen, und reines Gefühl wahrhaft Liebender, doch nicht schwärmerischtobender Herzen herrschte in allen. Daß sie übrigens keinen sonderlich wichtigen Inhalt hatten, versteht sich von selbst. Doch mögen zwey von diesen Briefen zur Probe hier stehen, um den Lesern die Uebersicht der Charaktere dieser jungen Leute zu erleichtern.

Philipp an Jakobinen.

Liebes Mädchen!

Sie haben mit Ihrem lezten Briefe mich so herzlich erfreuet, daß

daß ich den ganzen Tag vor Wollust und Vergnügen in den Schulstunden auf nichts Achtung gegeben, und mir etliche Verweise von unsern alten Bärführern zugezogen habe. Die schönen Halsbinden und Busenstreifen, die Sie mir geschikt haben, werden meinen Kommilitonen brav in die Augen stechen. Aber ich werde sie recht auslachen, denn die armen Teufel werden glauben, ich bilde mir auf diese Sachen selbst etwas ein. Darinn aber betrügen sie sich gewaltig. Denn der größre Werth, den sie in meinen Augen haben, ist der, daß sie von meinem süßen Herzensmädchen sind. — Was macht denn unser liebes Wäldchen? Ich erinnere mich noch immer mit Entzüken der Abschiedsküsse, ob wir gleich auf eine so fatale Weise gestört, und trostlos auseinander gerissen wurden. Ich könnte sagen, daß Sie durch Ihr

Schreyen daran Schuld wären, da die Aufwallungen meiner Zärtlichkeit gewiß nichts so Böses zum Zwek hatten, das Ihnen Gefahr bringen konnte. Doch ich will Ihnen darüber nicht erst weiter vorlamentiren, oder Vorwürfe machen, und es bleibt in diesem Falle bey dem, was ich Ihnen in meinem ersten Briefe nach meiner Entfernung darüber gesagt habe. — Es ist doch in der Welt nichts lästiger, als das Leben auf der Fürstenschule. Die fatale Schalaune und das Frühaufstehn möchte noch hingehn. Man wird des Dinges gewohnt. Aber daß man den ganzen Tag nicht allein ist, so viel lernen und arbeiten, und doch dabey Abends nach zehn Uhr kein Licht mehr brennen soll, das ist unausstehlich. Ich muß mir die Augenblike, in denen ich an meine liebe Jakobine schreiben will, abstehlen, und es ist nur

noch gut, daß ich ein Oberer bin, so hat mir doch niemand auf der Zelle etwas zu befehlen; obzwar die kleinen Schurken auch nasenweiß genug sind, auf Alles zu lauern, und es bald höhern Orts anzeigen würden, wenn sie etwas ausspürten. Zum Glük wird das mühseelige Leben nun wohl nicht lange mehr dauern. O ich wollte, daß die Universitätsjahre auch schon überstanden wären, so könnte ich doch mit Ehren in Ihrem Hause wieder erscheinen, und Sie, mein liebes Mädchen, oft sehen! denn ich darf doch wohl hoffentlich nicht besorgen, daß Ihr Papa mir den lezten unangenehmen Vorfall so lange nachtragen wird? — Aber nun noch eine Frage, mein gutes Bienchen! Sind Sie mir auch noch recht treu? Und erinnern Sie sich auch noch mit Vergnügen der Süßigkeiten einer zärtlichen Umarmung? Besuchen

Sie auch oft das trauliche Büschchen, und die Ulme, die unsre Nahmen trägt? Daß doch der fürchterliche Gedanke mich so oft quält, Sie würden nicht Geduld genug haben, so lange auszudauern, und noch so viel Jahre zu harren, bis auch nur einiger Anschein zu einer festen Verbindung unsrer Herzen möglich ist. — Aber weg mit diesem beleidigenden Gedanken? Sie könnten wohl böse darüber seyn, und ich kenne kein traurigeres Gefühl, als wenn ich mir vorstelle, daß Sie böse auf mich sind. Nein! meine liebenswürdige beste Jakobine, Sie sind mir treu, Sie lieben mich, und erwarten standhaft den Augenblik, in dem ich wieder in Ihre Arme sinke, und mit dem Zaubergefühl der feurigsten Liebe Ihren schönen Busen an mein Herz drüke. — Ob nicht das verdammte Visitiren schon wieder los geht! Geschwind, ich

ich muß mein Licht auslöschen. Leb wohl, wohl! mein goldnes Mädchen, und vergiß Deinen treuen Philipp nicht.

Jakobine an Philipp.

Liebster Freund!

Ich nehme immer mit einer gewissen Schüchternheit die Feder, wenn ich an Sie schreiben will. Sie sind ein so geschikter junger Mann, wie ich zu meinem großen Vergnügen oft von Ihrem Herrn Vater und vom Herrn Magister Zimmtmandel höre, und da fürchte ich immer, Sie werden mich auslachen mit meinem Geschreibe. Gleichwohl suche ich mich so gern mit Ihnen zu beschäftigen, und es ist mir so wohl ums Herz, wenn ich denke, daß Sie über meine Briefe einiges Vergnügen empfinden, in sofern sie Ihnen Beweise meiner Zärtlichkeit sind. — Ach mein

guter Philipp, für mich und meine Treue dürfen Sie gar nicht in Sorgen seyn. Ich bin Ihnen so gut, ach! so herzlich gut, und liebe Sie wie mein Leben. Und wer könnte auch einem so lebhaften Jünglinge, der so artig schreibt, so feurig umarmt, so herzerquikend küßt, nicht über alles in der Welt gut seyn? Aber der Vater, der Vater! Der kann es immer noch nicht vergessen, daß er uns im Wäldchen so allein bey einander traf. Freylich wars auch ein wenig verwegen von Monsieur Zeidelbär, daß er mich durch seine Unarten zum Schreyen nöthigte *). Und daß kann der gute Vater noch gar nicht vergessen. Die Mama, die schon nicht so eigensinnig ist, hat

*) Jakobine hat aber dem verrätherischen Zimmtmandel in der Folge offenherzig gestanden, daß sie nicht so laut geschrieen haben würde, wenn sie die Nähe ihres Vaters gewußt, und nicht geglaubt hätte, daß sie im Freyen niemand hören würde.

hat mir noch nie einen Vorwurf darüber gemacht, als blos im Anfange. Sie gab mir sogar den Rath, ich sollte den Papa nur immer geduldig ausschmählen lassen, und gar nichts dazu sagen, so würde er schon nach und nach von selbst aufhören. Dies ist nun auch meine Hofnung, und ich folge ihrem Rathe treulich. — Sie hochmuthen *) mich wohl ein wenig, wenn Sie mir über die Wäsche so viel Angenehmes sagen. Die Arbeit eines einfältigen Landmädchens wird wohl nicht viel Aufsehn unter Ihren Freunden machen. Doch bin ich dabey roth geworden, als ich dies las, und mein Herz strafte mich dabey der Eitelkeit. Die schöne Wendung, die Sie den Lobsprüchen geben, und die Ihrem Verstande eben so viel Ehre macht als Ihrem Herzen,

erzeug,

*) hochmuthen, mit etwas aufziehn, spotten.

erzeugte in meiner Seele auch eine große Veränderung, und ich vergaß alle Eitelkeit über dem Gedanken an Ihre edelmüthige Liebe. O was ist doch das Herz eines Mädchens für ein schwaches Ding! Ich habe das in einigen Büchern gelesen, die Sie mir gegeben hatten, und seitdem habe ich es gar oft an mir selbst bestätigt gefunden. — Ich schike Ihnen hier auch noch einen recht großen Ziegenkäse, den ich selbst bereitet habe *). Meine Ziege ist heuer recht ergiebig gewesen, und ich bin dem Thiere auch recht gut, weil sie uns immer nachzoddelte, wenn

*) Wen es ärgert, daß in einem so genannten Liebesbriefe von Ziegenkäse die Rede ist, der weiß die Natur in ihrer Einfalt nicht zu schäzen, und hat keinen Begrif von dem Stolze, den ein wirthliches, auf dem Lande erzogenes Mädchen empfindet, indem sie ihren entfernten Liebling mit etwas von ihrem ökonomischen Eigenthume beschenken kann, das er obendrein vielleicht gern ißt.

wenn wir auf der Wiedemuth *) mit einander spazieren giengen. Wenn Ihnen der Käse schmekt, so melden Sie mir es, damit ich sogleich zu mehrern Anstalt machen kann. Meine Mutter weiß von allem, was ich Ihnen schike, und das ist für mich eine große Herzenserleichtrung. Gleichwohl fällt mir manchmal der Gedanke wie ein Stein aufs Herz, daß ich den Vater so hintergehe, und einen Jüngling liebe, auf den er böse ist. Er predigte neulich sehr scharf übers vierte Gebot; da war mirs immer, als thäte er das blos meinetwegen, und ich konnte ihm die ganze Predigt durch nicht ein einzigsmal ins Gesicht sehen, ob ich ihm schon grade über sizc. — Dennoch denke ich immer wieder meinen lieben Philipp, und der Ge-

*) Die Felder und Wiesen, die der Pfarrer eines Dorfs zum Nießbrauch inne hat.

Gedanke ist mir schon so zur andern Natur geworden, daß er mir stets gegenwärtig ist, und von jener Furcht nicht verdrängt werden kann. Dürfen Sie nun wohl noch fragen, mein Lieber, ob ich oft an Sie denke, und Ihnen treu bleiben werde? Gut, daß Sie selbst umkehren, sonst würde ich mich wohl ein paar Augenblike gekränkt haben, daß Sie an meiner Treue noch zweifeln können. — Mein heißester Wunsch ist Gesundheit für Sie, und recht viel Muße, recht oft an mich schreiben zu können. Ihre Briefe sind mir allemal eine Art von Christbescheerung. Könnt' ich doch einen Theil meiner Zeit mit in den Brief paken, und Ihnen überschiken. Ich habe deren genug, habe oft lange Weile, und size Abends schlafend an meinem Spinnrädchen, indes mein armer Philipp noch studiren, oder sich die Augenblike abstehlen

muß,

muß, an seine Freundin zu schreiben. — Aber nun muß ich im Ernst aufhören. Mein Geschwäz wird Ihnen långst låstig gewesen seyn. Ich hoffe indes, daß Sie es dem armen Landmådchen werden zu Gute halten. Leben Sie recht wohl, mein Bester. Erheitern Sie sich durch Hoffnung einer glücklichen Zukunft die trüben Stunden, und lassen Sie den Gedanken an Ihre entfernte einsame Jakobine Ihre liebste Erhohlung seyn.

Dergleichen Briefe sind mehrere vorhanden, die ich aber, da sie vom Faden der Geschichte nichts enthalten, und mitunter gar nichts Auszeichnendes haben, hier billig übergehe. Auch werden die zwey hier mitgetheilten wohl hinreichend seyn, in die Herzen der Liebenden einen Blik thun zu können, und über ihre Gesinnungen einiges Licht verbreiten.

3.

Wir nähern uns nun einer wichtigen Epoche in der Geschichte unsrer Liebenden. Verfolgung ist von jeher das Loos der Treue gewesen. Wollte man auch das Entgegenarbeiten der Eltern, das dabey so oft vorkommt, nicht für Verfolgung gelten lassen, weil dies Wort die ursprünglichen Rechte der Eltern zu kränken scheint, so giebt es doch auch nur allzuoft noch andre Arten von Verfolgungen, und nicht selten ähnliche, wie die ist, die ich zu erzählen so eben im Begrif bin. Meine Leser belieben sich einmal zurük an den Kandidat Zimmtmandel zu erinnern, und insbesondre an das, was ich von seinem Geschmak in der Liebe gesagt habe. Es konnte nicht fehlen, daß Jakobine diesem theologischen Handlanger sehr wohl gefiel. Denn sie war ein volles derbes Mädchen, und doch dabey schlank und flüchtig, sanft und freundlich von Geberden, feurigen Blicks, zart von Lipp' und Wange. Das behagte Alles dem schmunzelnden Zimmtmandel weidlich; und Jakobine hatte sich über dieses auch dadurch einen Stein bei ihm ins Bret gesezt,

daß

daß sie seinen wirklich guten Predigten oft beywohnte, sie gern hörte, und ihnen oft zu Hause gebührendes Lob ertheilte. Loben läßt sich nun allerdings jeder Prediger gern. Mancher fordert das Lob als einen Tribut; denn die Freyheit, vor dem Volke ohne Widerspruch stundenlang reden zu dürfen, macht mehrentheils stolz, und glauben, man sei infallibel. Auch ist nicht jeder so delikat, daß es ihm etwa einen mächtigen Unterschied machen sollte, von wem er gelobt wird. Aufrichtig zu gestehen, so war auch in ganz Langenwaldau Jakobine die einzige Person, die den blumigten Redner ein wenig beurtheilen konnte; wiewohl sie ihn auch nicht selten schwülstig und unverständlich fand. Vater Magensaft hörte ihn nicht gern, denn es war ihm vorgekommen, als ob zuweilen ein wenig Heterodoxie hinter seinen Reden stekte. Zwar glaubte der ehrliche Kandidat steif und fest an die meisten Lehren der symbolischen Bücher. Aber, mit der Erbsünde da haperte es ein wenig; und der Kandidat hatte hiernächst auch einmal hämisch gelächelt, als er die Libros Concordiae aus

dem sehr wenig bewohnten Repositorium des Herrn Pfarrers langte, sie auch gleich wieder zugeschlagen und hingesezt. Seitdem traute ihm Magensaft nicht mehr recht, und hatte ein wachsames Auge auf seine Vorträge. — Vergeben Sie mir, liebe Leser und Leserinnen, diese kleine Ausschweifung. Sie stand auch nicht ganz umsonst da. — Dieser Kandidat Zimmtmandel nun verliebte sich mit Leib und Seele in Jakobinen. Anfangs merkte sie davon im mindesten nichts. Denn die Aeußerungen von Wohlwollen, die er ihr zuweilen gab, hielt sie blos für Freundschaft. Aber er war damit nicht zufrieden. Er glaubte jenen Naturforschern nicht, die ihren Schülern die Warnung geben, sie sollten sich doch nicht in ein Mädchen verlieben: denn wenn sie sich nur die Mühe nehmen wollten, die Haut eines bewunderten schönen Arms oder Busens mit ihrem Brennglase zu betrachten *), so würden sie bald überzeugt werden,

*) Wenn man diesen Dingen schon so nahe kommen darf, daß man sie mit dem Vergrößerungsglase betrachten kann, so möchte jene übrigens ganz

den, daß die zarte Haut sehr grob, und nichts weniger als liebenswürdig sey. Zimmtmandel war, wie gesagt, kein Anhänger dieser aus physikalischen Gründen hergenommenen Moral, denn er hatte Leipzig verlassen, ehe Pezolds Gestirn am dortigen Horizont glänzte. Er betrachtete Jakobinen lieber mit unbewafnetem Auge, wo sie ihm denn sehr reizend schien, hätte indessen auf Verlangen sich doch wohl auch dazu entschließen können, ihren Busen mit dem Brennglase zu perlustriren. Er nüzte das Zutrauen des guten Mädchens, suchte sich durch öftre Unterhaltung mit ihr von ihrem Lieblinge in ihr Herz zu schleichen. Da sie aber immer gefühllos in der Hauptsache gegen ihn blieb, so ergriff er endlich die Feder, und glaubte mit der Allgewalt derselben einen vollkommenen glänzenden Sieg zu erreichen. Es ist mir zur Pflicht gemacht worden, diesen Brief mit abdrucken zu lassen, ob schon

ganz gut gemeinte Warnung wohl meistens nicht weiter viel Frucht bringen.

ich nicht geneigt dazu war. Er lautete folgendermaasen.

Schönste Ihres Geschlechts.

Geblendet von den durchdringenden Sonnenstralen, die aus Ihren feurigen Augen unablässig hervor schießen, würd' ich es kaum wagen, Sie noch einmal anzublicken, wenn nicht die Allgewalt der Liebe mir Muth einflößte. Ach sanfte Herzensköniginn! wie soll ichs Ihnen länger verbergen, daß ich Sie wie meine Seele liebe, und nach Ihrer Gegenliebe schmachte, wie der Schmetterling nach dem Honigsafte der Linde, oder wie der girrende Tauber nach der Erhörung seiner zärtlichen Gattin. Zaubermädchen, ein freundlicher Blik von Ihnen hebt mich zum Himmel; aber ihr zürnender Blik würde den Stab über mich brechen;

chen; und unausbleiblich würde mir düstres Grab zu Theil werden, wenn Ihr sanfter Mund mir ein trauriges Urtheil spräche. Zwar, Sie lieben einen andern Jüngling, der noch dazu mein Freund ist. Aber sollte Ihr wohlwollendes Herz nicht Raum für zwey Lieblinge haben? Und wenn dies nicht ist, wollten Sie wohl noch so viele Jahre auf Wiedervereinigung harren, indes Ihnen voller Genuß von einer andern Seite so nah liegt, daß Sie ihn jeden Augenblik ergreifen können? O fühlten Sie, wie dies Herz feurig und liebevoll für Sie schlägt, dieser Arm zittert, Sie zu umfangen, diese Wange glüht, an Ihrem Busen zu ruhen, dieser — doch vergeben Sie der Kühnheit eines tiefverwundeten Herzens, das von niemand als von Ihnen geheilet werden kann. Was ich nicht Muth hatte,

Ihnen persönlich zu sagen, das mag dies stumme aber lautsprechende Blatt erklären. O würdigen Sie mich bald einer Antwort, und sagen Sie mir, daß ich bald mit Hoffnungsvollem Blik wieder in Ihr Haus kommen darf. Schnell wie ein Reh will ich dann nach Langenwaldau fliegen, und Meilen sollen wie bloße Stunden seyn. — Ich küsse im Geist Ihren Rosenmund, und meine glühende Wange ruht auf der Ihrigen, indes mein Herz Ihnen tausendfältig sagt, daß ich nur Ihnen mit Leib und Seele auf ewig angehöre.

Siegfried Arkadius Zimmtmandel,
der Weltw. Doktor u. d. freyen Künste Magister.

Dieser sehr erbauliche Brief war mit grüner Dinte geschrieben, und mit goldnem Siegellak gesiegelt. Man sieht, daß er

das Mädchen von der eiteln Seite angrif, und sie von da aus zur Sinnlichkeit überführte. Die Niederträchtigkeit, die er dadurch an seinem Freunde beweist, sucht er nicht erst zu entschuldigen, sondern gleichsam noch als eine Wohlthat für das Mädchen anzugeben. Die Antwort erfolgte bald, war kurz, und überhebt den Geschichtschreiber der Schilderung der Eindrüke, die Zimmtmandels Brief auf das Herz des schuldlosen Mädchens machte.

Hochzuehrender Herr Magister.

Ueber Dero Zuschrift würde ich erstaunt seyn, wenn ich nicht längst an Ihrem Betragen gemerkt hätte, daß Sie sehr verliebt in mich sind. So wie ich nun diesen Vorzug überhaupt nicht zu schäzen weiß, und Ihre für mich viel zu gelehrte und hochtrabende Erklärungen nicht einmal recht verstehe, so scheint mir auch die Sache um so weniger zur Ehre zu gereichen, da unsre Magd sowohl

als unsre Kühhirtinn sich einer besondern Herablassung von Ihnen öffentlich im Dorfe rühmen. Uebrigens bin ich als ein Landpfarrmädchen nicht so eitel, wie die Mamsellen in der Stadt etwa seyn mögen, daß ich mich von Ihren Lobeserhebungen blenden ließe. Und ob gleich der junge Zeidelbär nur noch ein Schüler ist, so sagt mir doch mein Herz, daß er meine Liebe verdient, und ich werde ihm niemals untreu werden. Vergeben Sie mir also, Werthester Herr Magister, daß ich Ihnen keine erwünschte Antwort geben kann. Indessen glauben Sie, daß ich stets Ihre Freundinn bleiben, und es gern sehen werde, wenn Sie uns fleißig besuchen. Ich wünsche Ihnen recht wohl zu leben und verbleibe

Dero

ergebene Dienerin und Freundin

Jakobine.

Ganz

Ganz durfte sie es freylich mit ihrem Unterhändler nicht verderben; sonst hätte sie den treulosen Freund gewiß nicht ihrer Freundschaft versichert. Sie begnügte sich daher blos mit einigen beißenden Verweisen. Dies sah denn unser zärtlicher Herr Zimmtmandel auch wohl ein. Er schnob Rache, und brütete von diesem Augenblick an über Entwürfe der Tüke, da es ihm auf dem graden Wege nicht gelingen wollte. Er verbarg sein wahres Gefühl mit ausstudirter Klugheit, als er wieder zu Jakobinen kam, bat kriechend um Vergebung, und gelobte dem leichtgläubigen Mädchen an, nie wieder ein Wort von Liebe gegen sie zu erwähnen. Er, der erröthen konnte, wenn er wollte, gab sich das Ansehn beschämter Reue; und Jakobine, die ganz unbefangen seine Auslassungen für Wahrheit hielt, vergaß mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinn in wenig Tagen den ganzen Vorgang. Nicht also der Kandidat. Der nächste Brief, den er von der unvorsichtigen Jakobine zur Bestellung auf die Post an Philipp überkam, ward zurükbehalten, gelesen, verbrannt. Sehr roman-

haft, sehr alltäglich, werden Sie vielleicht sagen, liebe Leser! Kann seyn. Aber, erlauben Sie doch einmal, muß denn alles neu und ungewöhnlich seyn in einem Roman? Und wird er nicht natürlicher, wahrscheinlicher, wenn in demselben ungewöhnliche Begebenheiten auf alltägliche gegründet werden? Zudem kann ich nichts dafür und dawider, daß diese Begebenheit in meiner nicht ganz unwahren Geschichte wirklich vorgekommen ist. Also weiter. Zimmtmandel that, was so oft schon in der Welt ein eigennütziger Vertrauter, ein zum Gärtner gesezter Bok gethan hatte, er schlug die gegenseitig gewechselten Briefe insgesammt unter. Monsieur Zeidelbär harrete wochenlang umsonst auf Jakobinens Federzüge, und murrete gewaltig, als sie nimmer erschienen. Er schrieb drey, vier Briefe, beschwor den Kandidaten ihm eine Erklärung zu geben, wandte sich endlich unter irgend einem Vorwande an seine Mutter, und — erfuhr nichts; denn Zimmtmandel schwieg ganz, und die Mutter meldete, daß sich Jakobine, so viel sie wüßte, wohl befände, im Uebrigen aber

nichts Veränderliches vorgefallen sey, auser daß ein gewisser junger schöner Leinweberpursche, dessen Vater ein Vermögen von 50000 Rthlr. besitze, auf der Pfarre jezt aus- und eingehe, und das Dorf schmeichle sich, des Pfarrers Tochter könne ihn wohl mit der Zeit noch heirathen. Philipp brauste gewaltig auf. Er glaubte nun alles zu wissen, schalt Jakobinen untreu, und geberdete sich so zerstreut, daß seine kleinen Stubenkamraden stumm und ängstlich ihn angaften. Er gieng zum Rektor, schüzte jählinge Krankheit seiner Mutter vor, und wollte Urlaub haben. Der Monarch schlug, wie billig, das Gesuch ab, und verlangte, auf Zeidelbärs dringendes Ansuchen, den Brief, der diese Nachricht enthielte, zu sehen. Philipp verrieth sich durch verfängliche Antworten als Lügner, ward drey Tage ins Karzer gesperrt, und alle Briefe, die er von nun an erhielt oder fortschikte, wurden untersucht. Was halfs nunmehr, daß Jakobine des Unterhändlers niederträchtigen Betrug zu bemerken anfieng, und Gelegenheit fand, einen Brief an Philipp durch andre

sichre Hände auf die Post zu bringen? Ihr Brief kam in des Rektors Hände, der ihn für Kinderposse hielt, ihn ohne weitres Aufheben verbrannte, und dem Schüler blos einen derben Verweis gab, daß er mit Mädchen Briefe wechsele, ohne ihm vom Innhalte je ein Wort gesagt zu haben, welches nun freylich eine sonderbare Zumuthung war. Philipp wußte indessen nun doch so viel, daß ihm seine Schöne geschrieben hatte. Aber voll ungegründeten Verdachts träumte er sich blos kahle Entschuldigungen, als den wahrscheinlichen Innhalt des verbrannten Briefs. Er quälte sich Tag und Nacht mit Projekten, und brachte keines zur Reife.

Jakobine, die nun noch keine Antwort erhielt, ward endlich auch böse, und ihr Leichtsinn rieth ihr, den Undankbaren zu vergessen, obschon ihr gutes Herz sich mit ganzer Gewalt dawider sträubte. Die Sache mit dem jungen Leinweber, dessen Vater wirklich viel Vermögen hatte, ein schönes Hauß besaß, und den Leinwandfaktor machte, war nicht ganz ohne Grund. Dieser

flinke

flinke zwanzigjährige Pursche, Hans Henrich Schlichtebrey genannt, hatte eine Erziehung genossen, die etwas von der gewöhnlichen Dorferziehung abwich. Er spielte die Flöte, die Cyther, die Violine, die Orgel und das Klavier, konnte singen, tanzen, schreiben, rechnen und ein wenig französisch. Er war ein paar Jahr in der Stadt gewesen, und hatte da obige Kenntnisse gesammelt, auch Manieren gelernt. Zwar trug er sich ganz ländlich, aber eben dies gewann ihm um so mehr die Herzen, da man sonst unter dieser Kleidung selten so viel auszeichnende Geistesvorzüge findet. Ein Kopf voll krauser Haare, die sich um seinen weißen Naken rollten, hob den Anstand des männlichbraunen Angesichts; ein Paar große schwarze Augen drehten sich funkelnd in den festen Augenliedern; ein nettes Westchen von feinem Tuche zeichnete seinen treflichen Wuchs, seine breite Schultern aus; ein seidner Strumpf bedekte des Sonntags seine volle Wade, und eine breite Goldtresse schmükte den rothen Brustlaz, indes eine schwarze Bandschleife nachläßig auf dem runden Hute wehte.

Man wird es sehr natürlich finden, daß dieser Pursche in der Liebe ebenfalls einen verfeinerten Geschmack bekommen hatte, und daß ihm die zartere Pfarrtochter besser gefiel, als die auch ohne Betrachtung durchs Brennglas mitunter ziemlich grobhäutigen Dorfnympfen. Zwar hatte er bey allen seinen Vorzügen auch noch viel Ländliches an sich und würde in einer eleganten Städtischen Gesellschaft eine ziemlich minotaurische Figur gespielt haben. Aber Jakobine mochte ihn doch ganz gern um sich leiden. Er brachte ihr oft neue Klaviersachen, sang mit ihr, brachte ihr feine Leinwand zu Hemden, bunte Schürzen, Tüfel und dergl. von seinem Vater und durch dies leztere gewann er das ganze Zutrauen des alten Magensaft. Er spielte oft die Orgel in der Kirche, wobey man bemerkt haben will, daß er allemal länger und schöner präludirte, wenn Binchen im Pfarrstande zugegen war.

Kaum merkte der alte Zeidelbär, daß Henrich festen Fuß auf der Pfarre zu fassen anfieng, als er ihm sogleich vom Herzen feind

feind wurde, denn er hätte eine künftige Verbindung seines Sohnes mit Jakobinen gar gern gesehn, und träumte im Geist schon oft, daß sein Sohn in Zukunft die hiesige fette Pfründe wegschnappen würde. Mittlerweile bekam auch seine Ehegehülfin den Brief von ihrem Sohne, der Klagen über Jakobinens Nachläßigkeit und Stillschweigen enthielt. Dies trieb das Feuer vollends in Glut. Was deuchte dem guten Paare natürlicher, als daß Henrich an allem Schuld sey? Und wie konnten sie die Verrätherey des Kandidaten ahnden? Sie verfolgten den armen Henrich nun grausam. Sie meldeten ihrem Sohne, was auf der Pfarre vorgehe, und gaben die bisher nur noch im Stillen vermuthete Verbindung Henrichs mit Jakobinen schon für entschiedne Wahrheit aus. Daran handelten sie nun sehr thörigt. Verfolgung vermehrt die Liebe, beschleunigt Unternehmungen. Henrich dachte wahrscheinlich noch nicht an Heirath, war schüchtern, gieng ruhig seinen Gang fort. Jakobine hätte vielleicht noch lange auf Philipps wiederkehrende Liebe geharret. Aber

das Gebrumme des Zeidelbärs, und das Posaunen der Frau Schulmeisterinn erwekte erst den Jüngling aus dem Traume; er fand es nun erst möglich, daß er sich doch wohl an die Pfarrtochter wagen dürfe, und glühte vor Verlangen, dem Schulmeister einen Possen zu spielen. Jakobine war schwach. Anstatt daß Philipps Eltern sie durch Liebe wieder zu gewinnen und für ihren Sohn hätten einzunehmen suchen sollen, (da sie sie nun einmal für schuldig und veränderlich hielten,) so behandelten sie sie schlecht, hämisch, anmaaßend. Das Mädchen ward erbittert, und gab Henrichs Erklärungen Gehör. Schon waren die jungen Leute bis zu verstohlnen Küssen gekommen.

Philipp that, was unter solchen Umständen die allermeisten Menschen gethan haben würden. Anstatt mit kaltem Blute zu untersuchen, oder sich wenigstens mit Gründen von seinem Verdacht zu überzeugen, war er leichtgläubig, sah nur in seinem nunmehrigen Nebenbuhler sein ganzes Unglük, und vergaß, was er so leicht hatte entdeken können, daß

irgend ein Betrug vorausgegangen seyn müsse; denn auch **Zimmtmandel** schwieg noch immer.

Dieser böse Magister war in einer verzweiflungsvollen Lage. Seine Verrätherey hatte ihm nicht nur nicht das Mindeste geholfen, nicht nur seinen Freund um sein Mädchen gebracht, sondern vielmehr eine für ihn ganz hoffnungslose Wendung genommen. Er fühlte die gerechte Rache des Schiksals. Er konnte vor Schaam und Unwillen sich nicht entschließen, nach Langenwaldau zu kommen, und niemand war dort, der ihn bat. **Magensaft** hielt ihn für heterodox; die Frau Pastorinn war mehrmals von seiner Satyre beleidigt worden; **Jakobine** verabscheute ihn. In dieser stürmischen Lage ergrif ihn plözlich die Reue, wie das bey solchen Sündern gar oft der Fall ist. Er sezte sich hin, schrieb an **Philipp**, bekannte Alles, gab ihm von der ganzen dringenden Lage der Sachen Nachricht, bat kriechend um Vergebung, und gelobte endlich mit Schwüren, durch künftige unverbrüchliche Treue sein Verbrechen wieder gut zu

machen. Wie sich **Philipp**, der jezt nicht mehr der Briefzensur unterworfen war, nach Erhaltung dieser Aufschlüsse benahm, das werden meine Leser bald erfahren.

4.

Mittlerweile giengen die Angelegenheiten auf der Pfarre in Langenwaldau mit starken Schritten vorwärts. **Hans Henrich** ward immer galanter, schmeichelte sich immer mehr ein, gewann **Jakobinens** Herz. Das gute Mädchen war freylich nicht ganz zu entschuldigen: aber ich wollte mich fast zu jeder Wette verstehen, daß unter funfzig Mädchen neunundvierzig in eben der Lage eben so wie sie gehandelt hätten. Man vergesse hier zu ihrer Entschuldigung auch nicht den vom Rektor verbrannten Brief, dessen Schiksal sie nicht wußte, und dessen Unbeantwortetbleiben daher freylich ihrer Anhänglichkeit an Philipp den lezten Stoß gab. **Henrich** war dem Mädchen nun einmal lieb geworden. Sie war an seinen täglichen Umgang gewöhnt, sie konnte nicht mehr ohne ihn leben. Zwar hatte sie an ihrem

rem Vater bis jezt noch immer einen sehr strengen Keuschheitswächter. Aber desto nachgiebiger war die Mutter, die aus gewöhnlichem Leichtsinn um den jungen Zeidelbär sich nichts weiter bekümmerte, und den schönen, flinken, reichen Henrich für ihre Tochter sehr liebenswürdig und schiklich fand. Als es auch endlich mit der Sache noch mehr Ernst wurde, Henrichs Vater im Nahmen seines Sohns seine Worte anbrachte, und nach einer zum Schein genommenen kurzen Bedenkzeit das Jawort von allen Seiten erhielt, da wachte Magensaft nicht mehr so emsig, warnte blos vor Uebereilung, bestellte sein Feld, und überließ die jungen Leute seiner leichtsinnigen Frau und ihrem Schiksal. Aber sicher konnte er auf Jakobinens Unschuld jezt noch am meisten bauen.

Nunmehr wurden alle Anstalten zur Hochzeit gemacht. Vater Magensaft mästete Gänse und Schweine, nicht selten mit eigner Hand. Es gieng fleißig an ein Federnschließen. Henrich und sein Vater web-

ten Innelte, Ueberzüge und Brautwäsche. Letztrer gab her was verlangt wurde. Ihn kizelte das Ding gewaltig, eine Pfarrtochter, die noch dazu ein artiges und liebenswürdiges Kind war, zur Schnur zu haben. Er kaufte dem Sohne ein schönes Haus, verschönerte es noch mehr, ließ es städtisch ausmeubliren, und richtete überhaupt Alles so ein, daß das Muttersöhnchen in Zukunft blos müßig gehen, oder, wenn es ja etwas thun wollte, doch nur Klavier spielen, oder in seiner Wirthschaft herumspazieren durfte. Mitunter ward auch schon vom Ankauf eines Rittergütchens gemunkelt, und festgesezt, daß Jakobine ihre bisherige Kleidertracht beybehalten solle. Die Heirathsnotel ward entworfen, Jakobinen darinn sechstausend Rthlr. vermorgengabt, die Hochzeit anberaumt; die ganze Gemeinde schwebte in entzükendem Taumel. Diese Heirath war der Gegenstand des Gesprächs aller Lichtengänge und aller Spinnstuben.

Vater Zeidelbär schnob Rache. Er, der seither beym Herrn Gevatter Pfarrer viel

viel galt, und nun nur über die Achseln angesehn wurde, er muste als Schulmeister nun noch obendrein die Hochzeitanstalten treffen helfen. Das war hart. Er nahm sich die Freyheit, dem Hochzeitpapa einige Vorstellungen über die Schädlichkeit ungleicher Verheirathungen zu thun, ward aber mit unsanften Worten, und dem Bedeuten, daß er es wohl nicht besser verstehen werde als sein Beichtvater, abgewiesen. Er zog also seine Pfeiffe ein, zwang sich, schwieg, war dienstfertig, und erschnappte sonach noch ansehnliche Spenden von diesen Zurüstungen auf eine fette Hochzeit. Er dachte sehr vernünftig, daß es besser sey, lieber etwas zu nehmen, als gar nichts, und fing schon an, seinen Sohn mit göttlicher Schikung zu trösten.

Allein dies wollte bey dem guten Fürstenschüler nicht so recht anschlagen. Schwermuth hatte sein Herz ergriffen, als er Jakobinens erste Unschuld erfuhr, und daraus sogleich den ganzen Zusammenhang einsah, vermöge welchem das liebe Mädchen gar nicht so hart anzuklagen war, daß sie ei-

nen Jüngling vergaß, der sie, ihren Gedanken nach, zuerst verließ, und daß sie in der Folge einem andern ihre Hand zusagte. Er war todt für jede Beschäftigung, und dachte nur an seinen Verlust. Er zog sich dadurch manchen Verweis von seinen Obern zu. Aber das prallte sogleich ab von dem Fühllosen. Das Klügste, was er, seinem Bedünken nach, gethan hatte, war, daß er an seinen Vater schrieb, und ihn bat, seinen Sohn unter irgend einem dringenden Vorwande zurückzufordern. Der Alte ließ sich von der Mutter dazu bereden, bat sich seinen Sohn zurück aus, und erlangte seinen Willen ohne Umstände, theils weil Philipp nicht mehr Guts that, theils weil die Zeit seines hiesigen Aufenthalts ohnehin zu Ende lief, und nur noch einige Monat übrig waren. Jezt wagte es Philipp noch einmal, an Jakobinen zu schreiben, und zwar wieder durch den Kandidaten, der den Brief auch diesmal treulich in ihre Hände liefern ließ, indem er vor Verdruß und Schaam noch immer nicht selbst nach Langenwaldau kam. Dieser Brief aus dem Herzen fürs

Herz

Herz geschrieben, wirkte mit elektrischer Schnelligkeit auf Jakobinen. Sie weinte laut darüber, bedauerte herzlich ihren ersten Liebling, verwünschte den Rektor, klagte sich selbst des Leichtsinns an, und der arme Henrich verlor in einer Minute das ganze bisher für ihn so schön gestandne Spiel. Wer aus einiger Erfahrung weiß, wie unaussprechlich süß versöhnte Liebe ist, wenn sie vollends durch Enthüllung der Unschuld veranlaßt wird, und wie weit sie da die Annehmlichkeit jeder neuen Verbindung hinter sich zurückläßt, den wird dies gar nicht befremden.

Solche Dinge kommen in der Welt häufig vor. Aber Pastor Magensaft hatte davon keinen Begriff, daß ein Mädchen sich so schnell in ihren Gesinnungen ändern könne. Als demnach Henrichs Vater unter vier Augen ihm klagte, daß Jakobine seinem Sohne schnöde begegne, und gar gestern die merkwürdigen Worte habe fallen lassen: es werde wohl aus ihrer Hochzeit nichts werden; so unterbrach dies seine Ruhe im mindesten nicht. Er tröstete den al-

ten Schlichtebrey mit der Versichrung, daß die Sache ungehindert ihren Gang gehen sollte, und erklärte Jakobinens Betragen für bloße Ziererey, nahm sich auch anfänglich nicht einmal die Mühe, die Sache zu untersuchen. Dies Machtwort des Pastors erhielt die Hochzeitanstalten im Gange, und man achtete wenig darauf, daß die Braut bald weinte, bald stundenlang sich in ihre Kammer verschloß, bald dem Bräutigam einfältig begegnete, oder ihn wohl gar einsam im Fenster oder am Klavier stehn ließ, gleich als ob er nicht da wäre. Endlich ward durch dies Benehmen und durch den nachfolgenden Vorgang auch der Pastor aus seiner sorglosen Ruhe aufgescheucht. Eine Antwort von Jakobinen an Philipp, den die Arme aus der Tasche gerissen hatte, ehe sie ihn fortschiken konnte, ward von Henrichen aufgefangen, und ohne weitere Einleitung dem Herrn Papa überbracht. Grimmig erzürnte sich Vater Magensaft, stampfte mit seinem ehernen Stiefel gewaltig gegen die Erde, und tobte wie ein Sturm, daß die Balken der Deke erbebten. Er ließ das lieben-

de Mägdlein rufen, und sie, ihres Verlustes sich bewußt, erschien bleich und bebend, mit fliegendem Haupthaar, denn sie war eben an ihrer ländlichen Toilette. Also erschien einst Agomdeka vor ihrem hocherzürnten Vater, dem Könige der Morven. „Un„gerathenes Kind“, donnerte er ihr entgegen, „willst du deinen alten Vater mit Her„zeleid unter die Erde bringen? Ha, das „ist ein Nagel zu meinem Sarge. Nicht „genug, daß ich deine Vertraulichkeit mit „des Schulmeisters Jungen nicht bestraft, „sondern vergessen habe; mußt du meine „Nachsicht auch noch damit lohnen, daß „du mit diesem Menschen Briefe wechselst, „ja gar um seinet willen deinen Bräutigam „vernachläßigst? — “ Es möchte nicht erbaulich seyn, alle die langen und breiten Vorwürfe hier zu lesen, die dem armen, erschroknen und sprachlosen Mädchen jezt gemacht wurden. Die Mutter ward auch herbey gehohlt, und stark in Anspruch genommen, daß sie wohl um das Geheimniß wissen werde. Sie konnte ihre Unschuld darthun, und ward in Gnaden entlassen. Wäh-

rend ihres Daseyns hatte sich Jakobine ein wenig gefaßt. Sie ergrif voll Zuversicht die Hand ihres Vaters, küßte sie, flehte ihn um Vergebung, und versicherte, daß sie Henrichen nicht weiter lieben könne; es wäre blos Zudringlichkeit und Ueberredung von seiner Seite gewesen, was sie zu dem Entschluß bewogen hätte, ihm ihre Hand zu versprechen. Aber die zarten Finger erweichten nicht die harte breite Hand des alten Sämannes und Priesters. Er blieb mit rollender Stimme bey seinem Entschluß, und drohte unerschütterlich mit Anathema und gänzlichem Verstoßen, wenn sie sich noch weigerte, den Schlichtebrey zu heirathen. Thränen waren jezt das Einzige, was Jakobine antworten konnte. Sie schlich in ihre Kammer, und wagte es viele Stunden lang nicht einmal sich der Mutter zu nähern. — Diese aber suchte sie gegen Abend selbst auf. Sanft und mütterlich verwies sie ihr ihre Thorheit. Sie redete ihr noch ans Herz, und erinnerte sie an alle die Folgen, die ihre veränderte Gesinnung nach sich ziehen könnte. Dies wirkte mehr als die Härte

des Vaters. Jakobine versprach vor der Hand, Philippen wenigstens nicht zu antworten. Sie wagte es, wieder beym Abendessen zu erscheinen. Aber da soll es so still hergegangen seyn, daß man einen Floh hätte springen hören können, das Geräusch des Tischgeräthes ausgenommen. Der Alte hing die Lippe übers Kinn herunter, Mama seufzte, Jakobine schmollte, schwieg und aß nicht. Henrich blieb einen ganzen Tag aus. Alsdann aber konnt' ers nicht länger aushalten. Er kam wieder, allein — sein Hochverrath hatte ihn dem Mädchen noch verhaßter gemacht. Höchstgezwungen sprach sie mit ihm, hätt' es sicher gar nicht vermocht, wenn nicht das Zureden der Mutter und das Bärengesicht des Vaters sie dazu genöthigt hätte. Die Hochzeitanstalten giengen fort. Jakobine zwang sich aus Klugheit immer mehr, und, gutherzig von Natur, ließ sie es, um ihre Eltern nicht zu kränken, geschehen, daß der Hochzeittag nochmals angesezt wurde.

Mittlerweile langte Philipp, etwa eine Woche vor der Hochzeit, in Langenwal-

dau an. Sein lamentabler Brief war, wie wir bereits wissen, unbeantwortet geblieben. Es schmerzte ihn tief, aber er hoffte noch immer. Sein pädagogischer Herr Vater empfing ihn mit einer derben Lekzion, daß er sich so frühzeitig in Verbindungen mit Weibsvolke eingelassen habe. Aber die Mutter, kosend und froh, den Schmerzenssohn wieder zu sehn, regalirte ihn mit allen den seine Herzensangelegenheit betreffenden Neuigkeiten, die sie bey ihren weitläuftigen Milchweiberbekanntschaften in Menge erfahren hatte. Es ergab sich aus diesen, daß es Philipp nicht wagen durfte, sich auf der Pfarre widdern zu lassen, oder mit **Jakobinen** irgendwo zusammen zu kommen. Da auch die Hochzeit so nah vor der Thüre war, so hatte es das Ansehn, als ob er nicht weiter viel ausrichten werde, und er fieng schon an, sich in heitern Stunden in sein Schiksal zu ergeben. Möchte sein Genius ihn in dieser glüklichen Stimmung bestärkt haben, er wäre großen Leiden entgangen. Aber Bahrdt sagt ja, daß der Determinismus unwiderleglich sey, und wenn es Bahrdt sagt, wie

darf

darf sich da jemand erkühnen, etwas dawider einzuwenden? Philipp muste folglich absolut grade so handeln, wie er handelte. — Er fand inzwischen keine Gelegenheit, Jakobinen einen Augenblik zu sprechen, denn man kann leicht denken, daß Henrichs Familie den unwillkommnen Besuch im Dorfe mit Argusaugen bewachten. Auch hatte der Vater Magensaft den Schulmeister ziemlich derb erinnert, dafür zu sorgen, daß sich sein ungerathner Sohn ruhig verhielte; denn beym mindesten Verdacht irgend einer Schikane von ihm würde er ihn sogleich in den Stok werfen lassen. Ein durch einen gewöhnlichen Bettler dem Mädchen zugestektes Briefchen blieb unbeantwortet, doch, wie die Folge zeigte, nicht ohne Wirkung, denn Jakobine ward wieder aufs Neue starrköpfig, und wollte sich sogar am Morgen des Hochzeittages nicht als Braut ankleiden lassen. Die geläufige Zunge der Mutter brachte sie wieder in die alte Stimmung zurük. — Die Stunde der Trauung schlug endlich.

5.

Schon rüstete sich der siegreiche Herr Papa, das Pärchen selbst zu trauen, und der Tochter im Sermon nebenbey über ihren Ungehorsam eins ans Bein zu geben. Schon stiegen die Sippschaften der beyden Verlobten von auf- und absteigenden Linien als Hochzeitgäste gravitätisch hinter dem Paar in die Kirche, und der Schulmeister spielte ein schlechtes Präludium; indes fast alle Einwohner des Dorfs aus Süden, Osten und Westen herbey strömten, der seltnen Feyerlichkeit, die ihres Gleichen in den Jahrbüchern des Orts seit Jahrhunderten nicht, und vielleicht niemals gehabt hatte, mit ofnem Munde beyzuwohnen. Unter den neugierigen Schaaren war auch Philipp, der seit seiner Ankunft noch keinen Fuß aus dem Schulhause gesezt, und sich begnügt hatte, die nahliegende Pfarrwohnung oft mit trauriger Rükerinnerung zu betrachten. Er stellte sich, eh noch das meiste Volk hereindrang, auf eine Emporkirche neben dem Altar, stand da wie ein Verurtheilter, nur von Wenigen bemerkt, und die hellen Thränen

nen rollten ihm über die Wangen herab. Jezt schlug Jakobine noch unterm Liede die Augen auf, und traf mit ihrem Blik grade auf Philipp. Es war ihr schon zuvor nicht wohl gewesen. Innrer Kampf hatt' ihre Gesundheit geschwächt. Dieser Anblik gab ihr den lezten Stoß. Sie ward leichenblaß, stand auf, wollte heraus gehn, vermochts nicht, sank um, und ward ohnmächtig herausgetragen. Niemand brachte sie wieder zu sich, bis endlich Philipp sich durch die Menge drängen konnte, und ihr Jakobine stark ins Ohr rief. Sie erwachte. Aber sie bebte am ganzen Leibe. Alles gerieth in Allarm. Die Braut ward nach Hause getragen, die Trauung vor heute aufgeschoben. Philipp hatte hohe Zeit, sich aus dem Staube zu machen. Schon prüfte Henrich seinen Arm, und grif nach dem Stok eines seiner dastehenden Freunde. Aber der flüchtige Kandidat der Akademie war doch geschwinder, als der Leinweber. Er gelangte ohne Anstoß, als man noch immer unter der Menge ihn auszuspähen suchte, durch die Hinterthür in die Schulwohnung.

Hier

Hier verbarg er sich auf den Boden ins Heu. Vater Zeidelbär kam bald nach ihm zu Hause, des ernsten Willens, den Sohn seiner Lenden einmal recht derb auszuprügeln, weil er ihm so viel Verdruß zuziehe, die ganze Gemeinde verunruhige, und, was noch mehr war, die Eltern um den schönen Hochzeitschmauß bringe. Allein die Frau Mama sorgte auch hier wieder, daß dergleichen Ausbrüche des Vulkans in ridiculum murem verwandelt wurden; denn man muß es im Durchschnitt überhaupt den guten Müttern lassen, daß sie die Unschuld der Söhne gegen den aufbrausenden Unwillen der Väter gar ritterlich in Schuz zu nehmen wissen. Philipp kam diesen Tag nicht weiter zum Vorschein, und den folgenden Morgen war der Alte wie ein Lamm. Ein paar weibliche wegen ihrer Seltenheit ihm jezt mehr als sonst kirre deuchtenden Karessen, und ein ruhiger Schlaf hatten Herzvaterchen besänftigt. Von dieser Seite also war die Gefahr überstanden. Aber größer war sie von einer andern. Hans Henrich und sein Vater schliefen die ganze Nacht nicht. Der geäffte

Bräu-

Bräutigam sann auf bittre Rache. Er sezte als natürlich voraus, daß der junge Zeidelbär bey seinem Vater steke. Dort konnt' er ihm freylich nichts anhaben, denn der Schulmeister blieb doch einmal eine Respektsperson im Dorfe; auch hatte Philipp keinen Exzeß begangen, hatte blos ruhig in der Kirche gestanden, und weder Magensaft noch der Bräutigam konnten ihm von Rechtswegen etwas anhaben. Aber lezterer entwarf einen Plan, ihn unterm Vorwande der Vergebung ins Freye zu locken, und ihn mit Hülfe eines Kamraden halbtodt zu prügeln. Allein Philipp roch den Braten. Der Gruß, den ihm Henrich sagen ließ, klang ihm wie Ausforderung, und er hatte nicht so viel Sekundanten zu hoffen, wie der reiche Faktorssohn. Er verließ also seine Freystatt bey Nacht und Nebel, und gelangte ohne Anstoß ins nächste Dorf, wo er sich einige Tage in der Schenke aufhielt.

Indessen war es mit Jakobinens Krankheit ernst geworden. Ein im Dorfe befindlicher verdorbner Chirurgus, der Leibarzt

der Pfarrfamilie, weil seine praktischen Forderungen immer nur in der Groschenzahl blieben, ward gerufen, und übernahm ohne Bedenken die Kur. Denn diese Art Leute ist dreust, und übernimmt mit unerschrokner Miene auch die gefährlichsten wichtigsten Krankheiten. Die meisten Menschen, Leute sogar, von Stadt und Land, die sich klug dünken, halten dies keke ruhige Uebernehmen der Kur schwerer Krankheiten für innres Gefühl von Kenntniß des Afterarztes, für Folge reeller Erfahrung, und bedenken nicht, daß bey den allermeisten dies Betragen grade der Beweis von ihrer Unwissenheit ist, vermöge der sie die vorschwebende Gefahr gar nicht kennen, also natürlich dabey sehr ruhig bleiben. Dieser Doctor also erklärte die Krankheit für ein leichtes einfaches Gallenfieber, (das schon an sich nicht ohne Gefahr ist), und wuste nicht, daß er es mit einem entzündlichen Nervenfieber zu thun hatte, das Jakobinen schon am fünften Tage an den Rand des Grabes brachte. Freylich war Galle im Spiel, und das war nachdem, was sich zugetragen hatte, nicht schwer zu vermu

then. Aber merkts euch, ihr Herren, oder, wenn ihr, wie es wohl billig seyn sollte, lieber euern Scharschmid, Platner oder Richter in die Hand nehmt, als einen Roman, so werdens vielleicht einige eurer Bekannten euch sagen, daß man nicht immer blos auf die ersten Ursachen der Krankheiten, sondern auf die zweyten, das heist, darauf aufmerksam seyn müsse, was die ersten Ursachen grade in diesem Körper wirken, wie sies wirken und wenn sies wirken. —

Jakobinens tödliche Krankheit muste nothwendig auf den Pfarrer, da sie sein einziges Kind war, ungewöhnlichen Eindruck machen. Er weinte, was er seit seinen Kinderjahren fast noch nie gethan hatte; er ließ einen Arzt aus der Stadt holen, was seit der Zeit seines Hierseyns noch nie vorgekommen war; er vergab seiner Tochter, was bey seiner eisernen Härte ohne diese Höhe der Krankheit nie geschehen wäre. Henrich benahm sich bey dem allem nicht zum besten. Die Rache hatte sein ganzes Herz verstimmt.

Sein Vater ward die Sache überdrüßig, rieth ihm selbst, von dem Mädchen abzustehen und er fieng daher jezt an, **Jakobinen** seltner zu besuchen. Vielleicht beschleunigte seine Entfernung ihre Genesung. Am sechsten Tage brach sich die Krankheit, und schon am vierzehnten konnte sie ein Stündchen auser dem Bette dauern. Doch, mit ihrem zurükkehrenden Leben bekam auch **Henrichs** Liebe neues Feuer. Er gieng wieder auf der Pfarre aus und ein, und machte dadurch dem wohlehrwürdigen Herrn Pastor Magensaft eine große Freude. Er verbarg seine wahre Gesinnung gegen **Philipp** und suchte das Mädchen durch demüthige Liebe, unterstüzt von niedlichen Geschenken, aufs Neue zu gewinnen. Wenn man bedenkt, daß **Jakobine** doch in Rüksicht **Zeidelbärs** ihrer Verfolgungen nie ein Ende sah, daß sie nun wieder einmal nichts von ihm wuste noch zu erfahren Hofnung hatte, und daß endlich die geschwäzige Mutter alle Künste der Muttersorgfalt auskramte, so dürfte man sich wohl nicht wundern, wenn sie, des ewigen Drängens müde, endlich nachgegeben, und den

jungen Faktor geheirathet hätte, der seine Rechte auf sie nun wieder mit allem Ernst geltend zu machen suchte. Aber nein! Widersezung stählt den Muth. Sie betrug sich in der Hauptsache hartnäckiger als jemals und erbitterte dadurch den zuvor so gerührten Vater gewaltig, der bey überstandner Gefahr in sein altes Phlegma mit Leib und Seele zurük gekehrt war. Er behandelte sie etlichemal mit Ohrfeigen, und als diese so wenig als irgend etwas anders verfangen wollten, so ersann er bei einer schlaflosen Nacht endlich ein torturartiges Zwangsmittel, das seinem Charakter eben so angemessen war, als seinem Verstande. Er befahl nehmlich, Jakobinen bey Nacht in die Kirche zu sperren, wenn sie sich länger weigern würde. Dies Urtheil ward der Inquisitin angekündigt. Sie hörte es sehr gelassen an, und lächelte dazu, ohne ein Wort zu sagen. Die Nacht kam, und man bedrohte sie nochmals, wie ein Kind, dem man mit dergleichen Strafen Folgsamkeit abzwinget. Sie erklärte standhaft, daß sie den Menschen nie heirathen würde, der sich bei

ihrer Krankheit so schlecht benommen, und dadurch sein böses Herz zur Gnüge verrathen hätte. Da ergrimmte der allgewaltige Magensaft, durch seine Feldarbeiten stark wie ein Löwe, ergrif das sich sträubende Mägdlein, und trug sie stumm wie ein Lamm, das vor Schrecken nicht zu schreyen vermag, halb unterm Arm in die Kirche. Er warf sie hinein und schmiß die große Flügelthüre mit solchem Getöse zu, daß alle Kirchstühle und Fenster knisterten und knasterten, und ein langanhaltendes Getöse dadurch im Gewölbe veranlaßt wurde. Nimmermehr hätte Jakobine geglaubt, daß dies Gefängniß so furchtbar sey. Troz ihres ziemlich gesezten Geistes, troz allen lebhaften Vorstellungen, daß ihr nichts wiederfahren könne, und sie ja — wie konnt' eine Pfarrtochter, ein nach den gewöhnlichen Katechismen erzogenes Mädchen anders denken, — in einer Kirche in der Hand Gottes, und vor allen Verfolgungen des leidigen Beelzebub sicher sey, zitterte sie doch am ganzen Leibe. Dies war die Frucht der leidigen Gespenstergeschichten von schwazhaften Kindermuhmen, die ihr ohnstreitig in ihrer

Jugend

Jugend häufig mitgetheilt worden waren. Mancher ehrliche Mann muß all sein Bischen Philosophie aufbieten, um nur die in Kinderjahren durch dergleichen Gegenstände ihm tief eingeprägte Furcht im männlichen Alter wieder los zu werden. Wie darf mans einem jungen flüchtigen Mädchen verargen, wenn sie sich in diesem Aufenthalte nicht stark genug fühlt, die Schrekenbilder ihrer gereizten Fantasie zu überwinden? Zwey groteske Apostel standen mit ausgebreiteten Armen da, sie zu umfangen. Ueberall gukten heilige Engel aus allen Winkeln. Einige Gemälde vom Teufel — sie sah sie nur in ihrer Einbildungskraft, weil sie sie genau kannte, und alle Sonntage ihnen grade über saß — erregten Grausen in ihr. Neben ihr standen zwey Todtenbahren. Ueber ihr und um sie her knixten und knarten die Emporkirchen und Stände, die empfindliche Orgel gab diese Töne wieder, und der durch Wolken schimmernde Mond warf durch ein schmales uraltes Fenster nur grade so viel Licht herein, als hinreichend war, alle Gegenstände in Riesengestalt zu erbliken, indes rings um den

heiligen Wohnplaz Todtenstille über den Gräbern von Tausenden ruhte, nur zuweilen unterbrochen von dem Rascheln des Fliederstrauchs an der Thüre des zum Kerker herabgewürdigten Bethauses. Jakobine war still — und Beben überfiel sie. Sie suchte durch Geräusch der Furcht zu wehren — aber zehnfach säuselte dies Geräusch zurük in ihr Ohr, und vermehrte den Schauder. Sie fieng an zu weinen, sie schrie und wie Löwenstimmen tönten ihre Klagen aus allen Winkeln des Gewölbes, und verhallten in der Stille der Mitternacht. Unaussprechlich ward ihre Angst. Sie schlug mit beyden Händen an die Thüre — lange vergebens — lange noch der Gefahr, die eigentlich keine war, überlassen. Sie hüllte ihren Kopf in die Schürze, und lehnte sich schweigend und bebend an die Thüre — hörte endlich die Stunde der Mitternacht schlagen, die vom Kirchthurme hinter der Orgel herab gräslich in ihr Ohr summte, und schlug noch einmal mit Fäusten verzweiflungsvoll an die Thüre. Da erschien endlich eine Stimme vor derselben. Mit erstikten furchtsamen

samen Worten fragte der Schulmeister, wer hier in der Kirche eingesperrt sey? Jakobine war ihm gleich durch ihre Stimme kennbar, und klagte wehmüthig ihre Noth. Der alte Zeidelbär war eben im Begrif, sie mit dem Schlüssel zu erlösen, als Magensaft herbeykeuchte, und ihn Kraft seines tragenden Amtes von dannen trieb. Er fühlte das Gewicht des Stärkern, und floh. Aber mit kaltblütigem Ton fragte nun der unbarmherzige Vater die geängstete Tochter, ob sie gehorsam seyn, und augenbliklich erlöst werden wolle? Sie versprach Alles, Alles — und ward frey. — Zahllose Thränen nezten nun ihr einsames Bette. Sie hätte am andern Morgen gern alles widerrufen, aber sie wagt' es nicht. Alles, was sie sich unterstand, war, um einen einzigen Monat Frist zu flehen, der ihr denn auch, wiewohl nicht ohne aufgeworfne Lippen, und blos aus Furcht, daß man durch Verweigerung ihre vorigen Krankheitszufälle wieder erregen werde, zugestanden wurde.

Unterdessen hatte sich Philipp auf den umliegenden Dörfern herumgetrieben. Nirgends wollte man ihn lange dulden. Ein Wirth hielt ihn für einen Vagabunden. Der Andre kannte ihn, und wollte sich in diese fatale Angelegenheit durch seine Beherbergung nicht verwickelt sehen. Ein dritter merkte, daß sein Geldbeutel sehr dünne seyn mochte, u. s. w. Kaum erfuhr der Flüchtling durch seine Mutter, daß Jakobine wieder auflebe, und der Verbindung mit Henrich sich standhaft widerseze, als er einen Plan entwarf, sie zu entführen. Er ging, in eine Bettlerskleidung geworfen, bey der Nacht nach Langenwaldau, patrouillirte unaufhörlich vor dem Pfarrhofe herum, und als es tagte, verbarg er sich in eine nicht weit davon befindliche Felskluft. Eine mitgenommene Semmel war den folgenden Tag über seine ganze Nahrung, und sein Getränk ein wenig faules Wasser aus einem stehenden Sumpfe. Die Nacht erschien wieder, und Philipp patrouillirte wie gestern. Es war Vollmond. Jakobine sah tiefsinnig aus dem Fenster, das auf die Straße gieng. Der

Jüngling gewahrte sie; er pfif, er räusperte sich; sie ward aufmerksam, sie sah eine Menschengestalt übern Thorweg hinaus auf der Straße stehen. Ein leise gesprochenes Jakobine! machte ihn kenntlich. Sie antwortete: Philipp! — aber was halfs? Hof und Thorweg waren zwischen ihnen; sie konnten sich nicht verstehen, ohne laut zu reden, endlich wagt' es Philipp, da ihm kein andres Mittel möglich schien, und rief laut: „Morgen um Mitternacht über den Schuppen heraus! Ich werde harren.“ — Unerwartet war das dem Mädchen. Sie erschrak und antwortete nichts. Im Augenblike erschien der Nachtwächter. Er hatte Lerm gehört, und glaubte Besoffene zu finden. Philipp verschwand und ward nicht entdekt. Aber aufmerksam war nun einmal der Nachtwächter geworden. Der arme Schelm verbarg sich wieder in seine Höhle, und hungerte den ganzen Tag.

Jakobine war lange unentschlossen. Versprochen hatte sie nichts. Noch konnte sie thun, was sie wollte. Thörigt erschien sie sich als flüchtiges Mädchen mit einem

Jüng-

Jüngling ohne Stand und Vermögen oder Versorgung. Aber herzlich müde war sie auch der Verfolgungen. Und die Kirche, die Kirche! Der Vater war ihr durch seine Grausamkeit gleichgültig, **Henrich** mit seinem Anhange, der dazu ohnstreitig den Ton angegeben hatte, gar verhaßt geworden. Nur die gute Mutter zu verlassen schmerzte sie tief. — Doch, der Determinismus! — Sie mußte fliehn. So wollt' es ihr Schiksal. Ohne festen Entschluß machte sie doch immer einige Anstalten. Sie pakte nehmlich etwas Wäsche, eine goldne Kette, und ein Paar von ihren Pathen ihr geschenkte Ringe ein. Den von **Henrich** ließ sie zurük, vergriff sich auch überhaupt nicht an dem mindesten aus dem väterlichen Hause, was nicht ganz eigenthümlich ihr gehörte. Die Abendmalzeit kam. **Jakobine** saß schweigend, und aß nicht. Sie mußte vor Schlafengehn den Abendsegen beten. Stotternd vollendete sie ihn. Die Nacht erschien. Sie gieng auf ihre Kammer, sie weinte, sie betete. Auch die Mitternacht ward noch unentschlossen aber in voller Bereitschaft herbey geseufzt. Sie eilte

eilte vorüber — und Muth kam mit dem von Philipp festgesezten Zeitpunkt in Jakobinens Herz. Sie stieg aus dem Fenster (es war breit, und die hölzerne Treppe herunter wollte sie wegen Geräusch nicht, noch weniger die zehnfach verriegelte Thür), auf den Holzschuppen, von da in den Hof, dann mit leichter Mühe auf einen aufgekasteten Holzstoß hart am Thorwege, von wo aus sie mit einem raschen Sprunge sich auf der Straße befand. Aber ihr Gefährte? Er schwieg. Sie rief, sie war in Todesangst — Alles still um sie her. Der arme Philipp konnte sie nicht hören, denn schon ward er als Gefangner in den Kretzscham geführt. Der Nachtwächter, der des Tages vorher Unrath gemerkt hatte, war auf seiner Hut. Er hatte seinen Sohn, einen baumstarken Kerl, mit sich genommen. Sie kamen beyde leise geschlichen, und ertappten den unglücklichen Donquixot, als er eben im Begriff war, über die Mauer des Hofes auf das Holz zu steigen, um zu sehen, ob Liebchen erschiene, daß er ihr beystände. Sie hielten ihn für einen Dieb. Er konnte ein verdächtiges

Vorha-

Vorhaben nicht ableugnen, sagte kein Wort, wollte sich loswinden, ward fest gehalten, und glaubte endlich, er werde durch das Geständniß, daß er der Schulsohn sey, freygelassen werden; denn in der düstern umwölkten Nacht, die den Mond verbarg, und in der zerlumpten Kleidung kannte man ihn nicht. Aber er bewirkte hierdurch grade das Gegentheil. Die Kerls hielten ihn nun um so fester, denn sie waren Kreaturen und Arbeiter vom alten Schlichtebrey. Sie waren froh diesen Fund gethan zu haben, und träumten schon von Goldstüken zur Belohnung. Da sie ihn indessen als einen Schalk ergriffen hatten, so führten sie ihn auch als solchen in die Gerichten, und er ward ohne Barmherzigkeit in den Stok geworfen. Hier saß er stumm und betäubt; indeß die Klagen seines verlaßnen trostlosen Mädchens im Pfarrbüschchen, dem vormaligen Sammelplaz zu zärtlichen Freuden, ihm unhörbar verhallten, und indes der alte Magensaft ruhig schwizte und schnarchte.

Der Morgen brach an, und Jakobine war unentschlossen, ob sie fliehen oder bey ihren Eltern zu Kreuze kriechen solle. Die Vernunft rieth ihr das leztere. Ihr Herz widerrieth es. Treulos konnte sie sich Philipp nicht auf einmal denken. Sie ahndete die Wahrheit, oder sie fürchtete auch unrecht verstanden zu haben. Vielleicht that sie wohl, zu seiner Mutter zu eilen, die um die Flucht wußte. Aber das fiel ihr nicht ein. Der fatale Determinismus! Sie wählte grade das Unsicherste, sie floh, ohne zu wissen wohin. Die Furcht hielt sie von jeder andern Unternehmung zurück. Fehlgeschlagne Wagstüke machen muthlos. Sie floh in leichter weiblicher Kleidung, und hoffte, daß Philipp, er sey nun wo er wolle, sie wohl ausspäen werde.

Es bedarf kaum der Beschreibung, wie es am Morgen auf der Pfarre hergieng, als Jakobine nicht in der Wirthschaft erschien, und man das Nest leer fand. Magensaft keuchte Trepp' auf, Trepp' ab. Seine Frau weinte und macht' ihm Vor-

würfe, die er mit Brummen beantwortete. Das Gesinde war niedergeschlagen, und schon trompetete Fama von Haus zu Haus die Neuigkeit, daß die Pfarrtochter entlaufen sey. Auch wußte man im Pfarrhause noch nicht, daß Monsieur Zeidelbär ertappt sey, und im Kretzscham Kalender mache. Aber der Nachtwächter säumte nicht lange, diese erfreuliche Nachricht zu bringen. Sie durchdrang den Alten wie ein Blizstrahl. Er hörte nicht auf die weitläuftig erzählten bey seiner Gefangennehmung vorgefallnen Umstände, bebte vor Unwillen und Freude, und lief halb angekleidet zum Richter, wo er dem erschroknen jungen Menschen eine Gesezpredigt hielt, daß die Säule in der Schenkstube knasterte, und die Leute haufenweis bebend an den Fenstern von aussen stehn blieben. Der alte Zeidelbär kam mittlerweile auch dazu, und suchte die Moral noch mehr zu versinnlichen, indem er den Hrn. Sohn mit dem spanischen Rohr tüchtig durchgerbte. Fruchtlos waren diesmal die Bitten seines Weibes, die hinter ihm stand, und seinen stärkern Arm vergebens zurük zu

halten

halten strebte. Mehr als alles dies schmerzte den Gefangnen der Gedanke, daß Jakobine nun verlassen herum irre; denn es war bis jezt noch sein einziger Trost gewesen, daß sie wohl nicht werde herabgestiegen seyn, da sie ihn nicht gemerkt habe. Als er aber ihre Entweichung erfuhr, da tobte der Gram mit Allgewalt in seinem Busen. — Der Lärm ward nun allgemein. Aber was war damit ausgerichtet? Die klügere Mutter Jakobinens hatte indes Leute ausgesandt, das Mädchen wieder zu finden, und sie mit Güte oder Gewalt zurük zu bringen. Aber sie kamen alle, zum Theil erst am zweyten oder dritten Tage, leer nach Hause. Allgemeines Wehklagen verbreitete sich nun im Pfarrhause, und der Herr Pastor verzehrte sechs niederschlagende Pulver.

Philipp ward nach einigen Tagen vom Gerichtsverwalter vernommen. Diebstahl konnte man nicht auf ihn bringen, weil die Absicht seines Hinaufsteigens am Tage lag, die er auch nicht erst läugnete. Aber als attentirender Räuber eines Mädchens war er

noch strafbarer in den Augen der Justiz, die nicht aus dem Zusammenhange und mit psychologischen Gründen eine Handlung zu beurtheilen gewohnt ist. Auch drang man sehr in ihn, den Aufenthalt des Mädchens zu entdecken, weil man glaubte, dieser werde zwischen beyden schon festgesetzt gewesen seyn. Da er aber nichts gestand, so ward er zu einmonathlichem Gefängniß im Thurme bey Wasser und Brod verurtheilt. Sein Vater bat mit allem Nachdruk für ihn. Aber die Verbitterungen des Pfarrers waren bey dem Gerichtsverwalter kräftiger, und zum Unglük befand sich der Gerichtsherr des Orts eben auf Reisen. Die Strafe ward also vollzogen, die Philipp mit heroischem Muthe ausstand. Vier Wochen, dachte er vielleicht bey sich selbst, sind keine Ewigkeit, und ich werde mein Mädchen doch wieder aufsuchen. Aber wo sie jezt sey, und wie es ihr gehe, das beschäftigte, das verwundete sein Herz. Nach drey Wochen ließ ihn der Gerichtsverwalter los, mit Handgelöbnisse, daß er Jakobinen nicht nachreisen, oder daß er, wofern er sie zufällig fände, ihren Eltern auslie-

ausliefern wolle. Ein sehr einfältiges Verlangen. Aber Philipp gelobte es unverzüglich. Er sah leichenblaß aus, als er aus dem Thurme kam, und bey Brodt und Wasser war er ziemlich zusammengeschrumpft, wie die Langenwaldauer sagten. Aber, mehr hatte gewiß der Gram als die einseitige Kost an ihm genaget. Das ganze Dorf hatte Mitleid mit ihm, nur die Schlichtebreys und Magensaft nicht. Die Frau Pastorin that ihrem Manne den Vorschlag, man solle sich mit dem jungen Zeidelbär versöhnen, und ihm den künftigen Besitz Jakobinens zusagen, wenn er sie auffände, so werde er Himmel und Erde bewegen, oder, wenn er sie wisse, sie wenigstens zurück bringen, und sie die Freude haben, ihr Kind wieder zu erhalten, welches im Gegentheil vielleicht auf immer verloren gehen, und wohl gar in niedrige Hände gerathen könne. Aber sie predigte tauben Ohren. Versöhnlichkeit war durchaus nicht die Sache dieses wohlbebauchten Seelsorgers. — Philipp blieb also seinem Willen überlassen. Er bekam von seinen Landsleuten aus Mitleiden

manchen halben Gulden. Sein Vater verzieh ihm, jedoch mit scharfer Ermahnung, das Mädchen zu vergessen, und schikte ihn auf die Universität nach Halle, weil er es für klug hielt, ihn so weit als möglich von hier zu entfernen. Die Mutter nähte ihm sechs Dukaten in den Hosengurt; Philipp schüttelte den Staub von seinen Füßen, und reiste ab. Er nahm seine Tour so weitläuftig, machte so viel Seitensprünge, und suchte so genaue Erkundigungen von Jakobinen einzuziehn. Daß man hätte glauben sollen, er müsse sie ausspäen. Aber alles vergebens. Er entdekte nicht die kleinste Spur von ihr, und kam nach einer vierwöchentlichen Reise nach Halle.

7.

Ob nun aber gleich Philipp Jakobinen noch nicht wieder fand, so ists doch zur Fortsezung unsrer Geschichte hoch vonnöthen, daß wir sie wieder zu erhaschen trachten. — Das arme Mädchen hatte sich in einem nahen Walde bis züm Anbruche des Tages verborgen, denn im Pfarrbüschchen glaubte sie

sich

sich nicht sicher genug. Als die Sonne den trüben Himmel ein wenig aufheiterte, lief sie wie ein schüchternes Reh durch Thäler und über Berge. Es begegneten ihr verschiedne Landsleute, die stehn blieben, und ihr nachgafften. Es war nicht schwer zu sehen, daß sie keine gewöhnliche Reisende war. Ihr Anzug, ihre Schüchternheit, ihre Jugend, alles war ihrer Reise zu Fuße nicht entsprechend. Auch erfuhr sie verschiedene Avanturen; daher ich nicht umhin kann, hier eine kurze Reisebeschreibung des schönen Flüchtlinges mitzunehmen.

Nachdem sie zwey starke Meilen mit aller Anstrengung ihrer Kräfte zurükgelegt hatte, und die Sonne nun schon ziemlich heraufgerükt war, konnte sie vor Hize und Müdigkeit nicht weiter kommen. Sie wagte es, in einem Bauernhäuschen einzukehren, und um etwas Brod und Milch zu bitten. Eine geschäftige Bäurin sah sie der Länge nach an und sagte endlich:

Sie hat wul an weiten Wag gemacht, Jumpfer?

Jakob. Ja, gute Jungefrau, ich habe mich verirrt, und bin da drüben im Walde von meinem Wege abgekommen, der nach Ludwigsdorf gieng.

Bäur. (erstaunt) Nah Lugsdorf, do hoat sie nischt gefahlt, doas is Lugsdorf.

Jakobine war in der äusersten Verwirrung. Sie wußte, daß ohngefehr da herum ein Ludwigsdorf sey, hatte es aber auf einer andern Seite der Gegend vermuthet. Ungeübt im Lügen verrieth sie sich durch ihr Betragen, und wußte nichts darauf zu sagen, als ein kahles: so? — Indessen war die Frau nach der Milch gegangen. Sie brachte sie, und ein ganzes Brod dazu, auch einen Weken frische Butter.

Bäur. Nahm sie mers nich übel, Jumpfer, is sie nich de Pfarrtachter vu Langenwale?

Jakob. (über und über roth und stotternd) Nein, das bin ich nicht.

Bäur. (lächelnd und guthmüthig.) Lek se mers ak nich irst. Ich wor amol ze Langenwa-

genwale ze Marke; ak scho se, do quoam se mit 'n Schulsun gespaziert, do fürt a se an Arm, und do soatens de Loite, daß se 's Pfarrs Tachter wär. Ader ver mer hoat se Ruh, wenn ses ne will Woort han.

Se hoat kewiß woas ufn Harzen? 'n sits glei.

Verrathen über und über war Jakobinen das Leugnen nicht länger möglich. Und da sie die Bäurin so gutmüthig fand, so hieß sie sie zu sich ins Gras sezen, und entdekte ihr einen Theil ihrer Begebenheit, bat sie auch, daß sie sie einen Tag beherbergen und verborgen halten möchte. Die Frau war durch Jakobinens dabey häufig fließende Thränen gerührt. Wenn ein liebenswürdiges Mädchen weint, so wirkt das fast auf jedes Herz elektrisch. Sie konnts ihr nicht abschlagen, und führte sie in die Stube. Schüchtern stieg Jakobine über die große Schwelle, und fand in der Stube den Mann ihrer freundlichen Wirthin. Gierig betrachtete sie ihn, um zu sehn, was sie zu hoffen hätte. Sie entdekte bald an ihm einen Einfaltspinsel, der

sich um sie wenig bekümmerte, und ruhig zu-hörte, als sein Weib ihm sagte, sie werde die Jungfer bis Morgen beherbergen.

Jakobine athmete ein wenig ruhiger. Aber sie hatte die Gefahr noch nicht überstanden. Als sie gegen Abend nur einen Augenblik vor die Thüre heraus gieng, sahe sie in einiger Entfernung — ihr Auge war scharf und durch kein Fernglas verderbet — ihres Vaters Pferdeknecht reuten. Daß dieser sie suche, lag am Tage. Noch einmal erwachte jezt in ihr die Regung, zurük zu kehren, und alle Pflichten des vierten Gebots traten vor ihr Auge. Sie fühlte, daß dies Gebot in der Natur gegründet sey. Aber es fehlte an Muth und — der Determinismus — sie lief in die Hütte zurük, und ließ den emsigen Jakob — vorbeyreuten? Nein! Er stieg, als er näher kam, vor ihrer Freystatt ab. Das Mädchen glaubte nun ganz gewiß verrathen zu seyn. Aber er fragte blos, ob man nicht eine städtisch gekleidete Weibsperson vorbeygehn gesehn habe; denn das Haus lag hart an der Straße. Eben traf er mit seiner Frage auf den Alten, und

bald hätte dieser in seiner Dummheit ein Geheimniß verrathen, von dem er selbst wenig oder gar nichts wußte. Zum Glük sprang sein Weib sogleich herbey, und wußte dem armen Knechte mit so schnöden Reden zu begegnen, daß er sich unwillig auf sein Pferd sezte, und davon trabte. Sie wundern sich, meine Freunde und Freundinnen, daß diese Frau so willfährig war, und das Mädchen auch dann noch standhaft verbarg, als sie ihre Eltern suchen ließen. Aber sehn Sie, jener allgewaltige Despot über unsre Handlungen, Geld oder Geldeswerth, hatte auch auf sie in diesem Falle beträchtlichen Einfluß. Ein schönes baumwollenes Halstuch, das Jakobine bey sich hatte, aber entbehrlich fand, und ihr schenkte, nahm sie so für den an sich schon liebens- und bedauernswürdigen Fremdling ein, daß Jakobine von nun an dreust auf ihren Beystand rechnen konnte. Diese Gefahr war also überstanden.

8.

Am folgenden Morgen sezte das Mädchen seinen Stab weiter. Die Bäurin begleitete

sie eine halbe Meile weit, und gab ihr Brod, Butter, Schinken und Wurst mit. Das kam ihr sehr zu statten; sie konnte im Freyen ihre Mahlzeiten halten, fand an vielen Orten krystallhelle Quellen, aus denen sie mit der Hand schöpfte und trank, und durfte erst wieder am Abend Quartier suchen. Dies fand sie für ihr Geld leicht, und da sie nun heute wieder an vier Meilen zurükgelegt hatte, so war sie weit genug von Langenwaldau entfernt, und hier in der Dorfschenke, wo sie blieb, vor allen Nachforschungen sicher. Aber zu Verfolgungen bestimmt, erfuhr sie auch hier die Tüke des Schiksals. Sie bekam, wie das in Dorfschenken üblich ist, blos eine Streu in der untern Stube. Damit zufrieden, warf sie sich ganz sorglos drauf hin, und schlummerte, da sie herzlich müde war, sogleich ein, nachdem sie vorher die Wirthsleute gebeten hatte, die Fensterladen gut zuzumachen, und die Thüre zu verschlüssen. Eben mußte sichs fügen, daß ein Preussischer Offizier dieselbe Straße zog, und, weil ihn die Nacht übereilte, mit seinem Bedienten hier einkehrte. Wie schmunzelte der junge

ge Herr, als er ein so artiges Mädchen schlafend auf der Streu fand, und noch dazu von der Wirthin erfuhr, daß sie allein zu Fuße gekommen sey, woraus er den sehr weisen Schluß zog, sie müsse eine mitleidige Schwester, oder sonst ein lüderliches Frauenzimmer seyn. Zum Unglük hatte sie eine verrätherische Lage angenommen, und ein schönes Knie blos gegeben, das dem Junker gewaltig ins Auge stach. Gelegenheit macht Diebe, ein ewig wahres Sprichwort. Er erlangte von der Wirthin leicht, was er auch mit einigem Recht fordern konnte, ihm in diesem Zimmer auch eine Streu zu machen, und sein Kerl sollte bey den Pferden im Stalle bleiben. Alles natürlicher Gang der Sachen. Die gute Jakobine schlummerte da so sorglos, so schuldlos, und ein fremder Krieger träumte ihre Entehrung. Unvorausgesehene Gefahr eines flüchtenden Mädchens! Und das verzweifelte Knie! Sehn Sie, mein guter D. Faust, hätte das Mädchen Hosen getragen, sicher wäre die Leidenschaft des Offiziers nicht so sehr in Flammen gerathen. Und Sie wollen gar alle Hosen aus der Welt weg-

bannen. Im Vertrauen, mein Herr, ohne mich auf alle die Gründe, die gegen ihre Hosenverläumdung gar füglich und in Menge eingewendet werden können, hier einzulassen, will ich ihnen nur versichern, daß eben das ohne Hosen Gehen der Frauenzimmer gar viele derselben wollüstig macht, und daß diese Tracht dem männlichen Geschlecht Gelegenheit zu so manchem freundschaftlichen Griffe giebt. Würde nicht bey Ihrer neuen Tracht der Fall auch umgekehrt statt finden? Noch mehr, würde nicht mancher Knabe und Jüngling es sehr angenehm und bequem finden, wenn er dem Wollusttriebe so leicht fröhnen könnte. Wenigstens ist mir häufig bekannt, daß so mancher junger Herr bis Mittag ohne Hosen im Schlafrok herum geht, und daß sein Wäschermädchen diese Sache sehr wohl weis, und sich zu Nuze zu machen versteht. Gelegenheit macht Diebe, könnte es alsdenn auch hier heißen. Unsre Erzieher tadeln die Schlafröke, und Herr Faust wollen uns mit einer Tracht beehren, die nicht um ein Haar besser ist. — Aber weiter vorwärts in der Geschichte. Die Wirthin war ein schalki-

sches

sches Weib. Sie machte die Streu, lächelte und gieng. Der Reitknecht war auch schläfrig, fragte, ob noch etwas zu befehlen sey und gieng. Nun ihr unsichtbaren Mächte des Himmels, bewachet die Unschuld eines einsamen verlaßnen Mädchens, das unstät und flüchtig herumirrt! — Wunderlich sahs in dem Busen des von Emmershausen aus. Er nahm das Licht, er betrachtete die schlafende Schöne, und seine Begierde — ward nicht vermehrt. Er glaubte aus ihren Mienen zu lesen, daß sie tugendhaft, nicht zum allgemeinen Gebrauch, daß sie unglüklich, nicht ausschweifend sey. Aber in der gleich drauf folgenden Minute sagte er sich auch wieder, daß er ein Thor sey, daß er sich irren könne, und daß er wohl Fuchtel verdiene, wenn er eine so treffliche Gelegenheit ungenüzt lasse. Er geht auf und ab, wird wärmer und wärmer, und das schöne Knie — welche unsichtbare Macht hält ihn ab, es zu berühren? Er ärgert sich über sich selbst, und wirft den Stiefel, den er so eben auszieht, mit etwas Nachdruk hin. Jakobine erwacht, dehnt sich, sieht den Offizier, und

was

was ist natürlicher, als daß sie laut aufschreit? — „Fürchten Sie nichts, schönes „Kind!“ ruft ihr der Lieutenant mit unglaublich fadem Anstande entgegen.

Jakob. Schönes Kind? Schämen Sie sich, ein armes Mädchen mit einem solchen Alltagsnahmen zu nennen! Wüßten Sie, wie unglüklich ich bin, Sie wären nicht so dreust gewesen, mir auch dies armselige Pläzchen der Zuflucht zu rauben. Mit diesen Worten stand sie auf, und wollte aus der Stube.

Offizier. Wo wollen Sie hin, gutes Mädchen? Was fürchten Sie denn von mir? Bey allem, was heilig ist —

Jakob. Halten Sie ein! Ich kann, ich darf hier nicht bleiben. Die Nacht ist schön. Ich werde ein Lager unterm Himmel finden. Leben Sie wohl! und wenn Sie einiges Gefühl von Mitleid haben, so folgen Sie mir nicht an die Thüre. — Ein kritischer Augenblik. Der Offizier vertrat ihr die Thüre. Seine Leidenschaft war abgekühlt. Aber Hochachtung gegen das Mädchen trat an ihre Stelle, und er wollte sich länger mit ihr unterhalten. Das wußte, das vermu-

thete Jakobine nicht. Unbekannt mit den Szenen der sinnlichen Wollust stellte sie sich die Gefahr vielleicht größer vor, als sie war. Sie machte Lerm. Die Wirthin, die grade über der Stube ihre Kammer hatte, kam nach einer Weile herbey, und anstatt dem Mädchen beyzustehn, verwies sie ihr vielmehr ihre Unart und sagte, sie könne ihrer Wege gehn, wenn sie solchen Lerm im Hause machen wolle. Dies war ja eben Jakobinens Wille, oder sie bat flehentlich wenigstens um eine abgesonderte Kammer, und um etwas Stroh, sie wolle es doppelt und dreyfach bezahlen. Die Wirthin schlug es ab, und glaubte durch ihr Betragen dem Offizier, dem sie einen gespiktern Beutel zutraute, noch so sehr zu gefallen. Aber sie irrte sich sehr. Edel von Natur hatt' er schon längst seine erste Absicht fahren lassen. Nicht jeder, der sich die Gelegenheit zu Nuze macht, mit einem nachgiebigen Mädchen Schäferstunden zu halten, ist deshalb wollüstig und von schlechtem Charakter, oder fähig, die Unschuld zu verführen. Man irrt sich ohnstreitig gar oft in der Welt, wenn man jeden, dessen

von

von Natur starker und feuriger Trieb in schwachen Stunden aufgereizt wird und unterliegt, da unterliegt wo es weder Verbrechen noch Schande war, nun nichts Großes und Edles weiter zutraut. Der Offizier gab einen Beweis vom Gegentheil. Er schalt die Wirthin eine Gelegenheitsmacherin, und befahl ihr mit militärischem Ton, augenbliklich die beste Kammer aufzuschließen, und sie dem Mädchen einzuräumen, auch ihr ohne Widerrede den Schlüssel einzuhändigen. Beyde wußten nicht, ob sie ihren Augen und Ohren trauen durften, und Jakobine konnte sich nicht enthalten, dem Offizier — ehrwürdig war sein Anstand und seine Miene bey jenem Befehl — die Hand zu küssen. Innigst gerührt umarmte er sie mit dem reinsten Gefühl von Achtung. Sie gieng mit Thränen in den Augen nebst der Wirthin fort. Stumm ward ihr die Kammer angewiesen, in der ein ländliches Bette stand. Stumm nahm sie sie an, verschloß sich, und — schlief fast die ganze Nacht nicht, denn sie war zu voll von dem, was vorgefallen war, und begann nun darüber nachzudenken,

in

in welcher augenscheinlichen Gefahr ein flüchtiges unbeschüztes Mädchen sich fast jede Stunde befinde. Aber sanft entschlummerte auf seinem Strohe der junge Krieger, und ruhiger schlug jezt sein Herz, als in den Augenbliken der Versuchung, da noch das schlafende Mädchen, einladend hingestrekt, beym schwachen reizerhöhenden Lichte, vor ihm lag. Als der Morgen dämmerte, ließ er die Wirthin weken, bezahlte für sich und Jakobinen, und ritt früh von dannen, theils um neuen Versuchungen auszuweichen, theils um dem Mädchen Beschämung zu ersparen. Daß die Beyspiele von der Art selten sind, geb ich gern zu. Aber wer könnte auch leugnen, daß es nicht noch so manchen edeln Krieger aus der vornehmern Klasse gebe, der ihm nach zu handeln fähig wäre. Und sollt' es wohl so ganz ein Hirngespinnst seyn, wenn man behauptet, daß die Vorsehung über der Unschuld eines guten unverderblichen Mädchens wache? —

Schüchtern erwachte Jakobine nach einer traumvollen Stunde Schlaf. Sie bezahlte

Bayerische Staatsbibliothek München

zahlte die Wirthin reichlich, die auch niederträchtig genug war, es anzunehmen, und sezte beschämt ihren Weg fort, den die gutmüthige Bäurin ihr angerathen hatte. Ihr Plan, mit dem wir die Leser nun bekannt machen müssen, war, nach Breslau zu gehn, und dort Dienste zu nehmen. Der Gedanke war der natürlichste, und gründete sich ebenfalls auf den Rath der Bäurin, denn sie hatte bis Breslau von hier nur noch 16 Meilen, da hingegen Halle auch schon von ihrem Geburtsorte viel weiter entfernt war. Auch mußte sie allerdings fürchten, daß man sie dort am ersten vermuthen und entdeken würde; daher sie sich blos mit dem Vorsaz begnügte, nach Halle an Philipp zu schreiben, so bald sie in Breslau festen Fuß gefaßt haben würde, indem sie nicht ohne Grund vermuthen könne, daß er wenigstens künftig dorthin kommen werde, da der alte Zeidelbär von jeher große Stüken auf diese Universität gehalten hatte. Sie suchte jezt auf ihrem Wege überall abgelegene Gegenden, und wollte lieber später an den vorgesezten Ort kommen, als auf der ofnen Straße neue Ge-

fahren

fahren laufen. Ganz richtig war diese Vorstellung vielleicht nicht, aber doch der Schüchternheit natürliche Folge. Die folgende Nacht brachte sie zwar wieder in einem Wirthshause zu, aber nicht mehr solchen Gefahren Preiß gegeben, weil sie so vorsichtig gewesen war, ein besondres Behältniß zur ersten Bedingung ihres Quartiers zu machen. Sie hatte von hier aus nur eine Stunde bis zur ersten Poststation, und ihr Wirth rieth ihr daher, ihren Weg dorthin zu nehmen, und mit der polnischen Post nach Breslau zu gehen. Müde des Laufens befolgte sie endlich diesen Rath, nach so manchen vom treuherzigen Wirthe gehobnen Zweifeln. Sie kam nach * * *, ward eingeschrieben, und schon diesen Tag gegen Abend gieng die Post weiter. Ihre Reisegesellschaft war ein Jude, zottig von Bart und Haaren, etwas schmuzig, aber Seelengut und aufgeräumt; ferner ein Akzisbedienter und ein Auditeur. Also wieder allein in männlicher Gesellschaft. Die Nacht war düster und voll Gewitter. Jakobine seufzte unaufhörlich. Der Regiest und der Auditeur, ganze Weltmänner, hiel-

ten Jakobinen für das, was sie nicht war, und ihre Seufzer für Lokungen. Sie trugen kein Bedenken, allerley unartige Reden gegen sie zu führen. Der Jude schalt sie, und ward für seinen guten Willen ausgelacht. Der Postillion, der lüderlichste Ausbund von allen Postillions, ergriff den verlohrnen Faden immer wieder; doch blieb es blos bey unzüchtigen Reden, und zu Jakobinens herzlicher Freude brach endlich der Morgen an. Man konnte wieder Wiese, Baum und Berg unterscheiden; es ward dem Mädchen leichter ums Herz, sie seufzte nicht mehr. Ihre unartigen Gesellschafter schliefen ein, und nun begann der Jude — zur Schande der Menschheit dürfen diese guten Leute an öffentlichen Orten immer nicht den Mund aufthun, so lange es den Christen beliebt zu reden — mit dem Mädchen ein Gespräch, das hernach von großen Folgen war. Ich will meine Leser damit nicht erst beschäftigen, weiß auch, die Wahrheit zu gestehn, nicht mehr genau, was sie alles miteinander gesprochen haben. Nur dies hab ich behalten, daß er ihr zu erkennen gab, er halte sie für eine Kammer-

jungfer,

jungfer, die dienstlos sey, und er werde sie, da er mit Herrschaften in Breslau viel und mancherley zu thun habe, zu empfehlen suchen. Jakobine sah ihn seitwärts an. Das gute Mädchen wußte viel was ein Jude sey. Nach den ihr beygebrachten christlichen Theorieen ihres toleranten und aufgeklärten Herrn Papas hielt sie die Juden für ein böses, verworfnes, betrügerisches Volk, das kaum verdiene, dem lieben Viehe vorgezogen zu werden. Wie kanns auch anders seyn, als daß noch viele Menschen diese schändlichen Begriffe haben, so lange noch Unterobrigkeiten von den Juden einen Leibzoll einfordern, wodurch sie sie ohngefähr den polnischen Ochsen gleichstellen. Jakobine wußte nicht so recht, wie sie sich bey dem Anerbieten benehmen solle. Sie sagte ein kaltes Compliment, und den Ebräer befremdete das nicht, weil er kein beßres Betragen von den Christen gewohnt war.

Unterdessen kamen sie an die zweyte Station, und hatten nun nicht mehr weit bis Breslau. Im Posthause zeigten sich die

oben erwähnten zwey christlichen Gesellschafter in ihrem ganzen Lichte. Die Frau Postmeisterin erschien im äusersten Negligee. Sie war wirklich reizend, und — eine Postmeisterin zu seyn ist keine Kleinigkeit. Reiz, Verführung, Gelegenheit ist — versteht sich auf einzelnen Stationen oder in den meisten kleinen Städten — zu mächtig. Der Leichtsinn und der Wechsel werden Gewohnheit, und ich habe wohl eher Postmeisterstöchter gekannt, die fast mit jeder Rükkehr einer Post einen neuen Liebhaber hatten. Sehn Sie nur, meine Herren Moralisten, das Ding geht so zu. Sezen Sie den Fall, sie kommen als einnehmende junge Mannspersonen von einer nach Gelegenheit weiten Reise. Der Wagen hat Ihre Leidenschaft ein wenig gereizt. Es ist Nacht oder Morgen. Sie sind frostig oder nüchtern. Ein niedliches Weibchen oder Mädchen kommt im leichten Anzuge, weil sie auf den ersten Ton des Posthorns aus dem Bette zu fahren, und dienstfertig — so ist sie gewöhnt oder erzogen — um ihres eignen Nuzens Willen herbey zu eilen pflegt, fragt freundlich was

Sie verlangen — bringt Ihnen wohl gar mit gefälliger Miene den warmen erquikenden Koffee oder den begeisternden Wein selbst, oder bedauert ihre Strapazen u. s. w. sagen Sie, finden Sie das nicht insgemein sehr angenehm? Und wer ist so hölzern, daß ihm das nicht wohl dünken sollte? Natürliches Gefühl nöthigt einer nicht verstimmten männlichen Seele ein paar Artigkeiten ab. Sie werden wohl aufgenommen — der Postillion stößt ins Horn, und der Traum ist vorüber. Aber eitel wird doch die Dame durch solche Szenen, und wer mags ihr verdenken, wenn sie den Wagen lieber voll als leer ankommen sieht, geschäftiger läuft, wenn artige junge Männer, als wenn mürrische Alte oder Frauenzimmer absteigen, aufmerksamer horcht, wenn Extraposten kommen, weil sie gar oft freundliche Paßagiere unerwartet herführen? Doch, ich muß einmal wegen meiner Ausschweifungen um Verzeihung bitten. Es liegt so in meiner Natur, Fehler meiner Nebenmenschen wenigstens gegen die in Schuz zu nehmen, die menschlicher Schwachheit gar nichts zu Gute gehn lassen wollen, und sich wohl

selten oder nie die Mühe nehmen, über Ursachen und Wirkungen nachzudenken. Unsre Frau Postmeisterin war ein gutes Weib, aber sie war kokett, und Jakobine, die noch so viel als gar nichts von der großen Welt wußte, sah sie mit verächtlichem Blik an; da hingegen jene zwey Herrn auf einer andern Seite zu weit giengen, und die Frau für eine erklärte Priese ansahen. Sie betrugen sich folglich also, wie es mir nicht geziemet, hier nach zu erzählen. Sie wurden zwar abgewiesen, aber Jakobine hatte sie doch nun ganz kennen gelernt. Dem Juden traute sie auch nicht recht, blos weil er ein Jude war. Und so entschloß sie sich, nicht weiter mit zu reisen. Das führte sie auch aus, sagte, sie wolle hier herum auf dem Lande eine Freundin besuchen, und bis zum Abgange der nächsten Post sich aufhalten. Die Gesellschaft hatte hiervon nichts gehört. Sie schlich sich unbemerkt mit ihrem Bündel fort, und der Fußsteig führte sie durch sandigte, dürre und einsame Felder.

9.

Sehr sauer ward ihr die Reise nun, und als sie fast zwey Meilen zurük gelegt hatte, schlug sie an einem Erlenwäldchen ihr Mittagsmal unter freyem Himmel auf, das aus Brodt und einem Fläschchen Milch bestand. Noch war sie damit beschäftigt, als ein vom Wäldchen herkommendes Geräusch sie in Furcht sezte. Auch hier, dachte sie, bin ich Arme nicht sicher! O wär ich in Langenwaldau geblieben! Eine ihr ganz fremde Figur erschien, ein Mönch aus dem Orden der Barmherzigen Brüder. Wer diese braven Ordensbrüder kennt, der wird hieraus dem Mädchen sogleich nichts Uebels prophezeyhen. Sie aber gerieth in Schreken. Auch die Katholiken und besonders die Ordensverwandten hatte ihr intoleranter Vater ihr bey jeder Gelegenheit verhaßt zu machen gesucht. Sie hielt sie dem zu Folge für eitel böse Menschen, die es ganz unmöglich mit ihrem Nächsten gut meinen könnten. O Vorsehung, welche Prüfungen lässest du mich erfahren! so dachte sie, und indes war der Bruder ihr näher gekommen, ein noch junger, aber durchaus ehr-

würdiger Mann. Er grüßte sie freundlich, und fragte, ob es ihr schmeke? Noch tief im Vorurtheil stekend begegnete sie dem Frater spröde, und würdigte ihn keines Blikes. Der gute Mann ließ sich nicht abschreken. Sie sieht kränklich aus, Jungfer, sagte er mitleidig. Sie hat wohl viel Kummer, vielleicht könnte ich ihn erleichtern, wenn Sie mir ihn mittheilen wollte.

Jakob. Herr Pater, ich habe allerdings großen Kummer, aber Sie werden ihn wohl weder lindern können noch wollen, da sie ein Ordensgeistlicher sind, der sich nur um den Himmel und sein Paternoster bekümmert.

Bruder. Sie hat sehr irrige Begriffe von einem geistlichen Ordensbruder. Wenigstens ist es in dem Orden, in welchem ich stehe, heilige Pflicht, daß man so viel als möglich menschliches Elend zu mindern und zu lindern trachte. Ich bin von die Barmherzigen. Hat sie nie etwas von dem Orden gehört? Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß dieser Orden dem menschlichen Geschlecht zur wahren Wohlthat gereichet. Wir

speisen

speisen die Hungrigen, tränken die Durstigen, pflegen der Kranken so lange es nöthig ist, und niemand geht ohne Trost und Beystand aus unsern Thoren hinweg.

Jakob. Ich habe davon nie etwas gehört, Herr Pater. Aber wenn ich es auch glauben will, so ist doch mein Kummer von der Art, daß ein Klosterbruder ihn nicht lindern kann.

Bruder. Was gilts, unglükliche Liebe? Nicht wahr? Ja, ja, getroffen, denn sie schlägt die Augen nieder, und wird roth. Freylich gehört es eben nicht zu unsrer Regel, daß wir die Leiden der Verliebten lindern sollen. Aber laß hören, ob nicht eine Ausnahme statt finden kann. Jeder Leidende hat Ansprüche auf unsern Beystand, wenn er edel und brav ist. Und Sie sieht mir so unschuldig und gut aus. — Wo geht Ihr Weg hin?

Jakob. Ich weiß selbst nicht recht. Vielleicht nach Breslau.

Bruder. Vielleicht? Unglükliches Geschöpf, Sie geht also in der Irre herum. Daran thut Sie nicht wohl. Aber ich will Ihr keine Vorwürfe machen. Nur glaube Sie, daß Sie da den Beystand eines Barmherzigen Bruders sehr wohl nüzen kann. Wenn ich auch ihr Herz nicht heilen könnte, so braucht sie doch auf einer so traurigen Reise wohl auch noch andre Hülfe. Entschlüße Sie sich, mit mir zu gehen. Zwey starke Meilen von hier liegt ein Kloster, in das ich so eben reise. Es ist ebenfalls ein sehr wohlthätiges Stift, das Kranken und Reisenden beystehet, und ein eignes Gasthaus hat. Auch ist der Prior ein sehr menschenfreundlicher Mann. Sie entfernt sich zwar ein wenig vom graden Wege nach Breslau. Aber was schadets, da sie ohne hin noch nicht fest entschlossen ist. Hier kann sie etliche Tage ausruhen, und dann weiter reisen.

Jakob. Sie scherzen mit mir, Herr Pater, ich soll in einem Mönchskloster ausruhen. Solche Zumuthung hätt' ich von Ihnen nicht erwartet.

Bru-

Bruder. Armes Mädchen, ich sehe wohl, daß Sie sich von einem Kloster wunderliche Begriffe macht. Aber warte Sie. Jene Bäurin, die dort im Felde arbeitet, soll mich rechtfertigen.

Er rief sie herbey. Sie kam ehrerbietig, und der Bruder fragte sie: ob sie seinen Orden kenne, ob nicht das Kloster * * * zwey Meilen von hier läge, und ob nicht Personen beyderley Geschlechts daselbst nicht selten verpflegt würden. Die gute Frau, keine Katholikin, brach in Lobeserhebungen über den Orden der Barmherzigen Brüder sowohl als über jenes Kloster aus, und sagte unter andern, daß sie selbst vielleicht nicht mehr leben würde, wenn die Barmherzigen sie nicht einmal einige Wochen vor dem Hungertode geschützt hätten. Dieser Zeuge hatte Gewicht bey Jakobinen, und flößte ihr Zutrauen zu dem Frater ein. Er bemerkte es, und sezte noch hinzu, daß sie auch weiblichen Umgang finden solle, und sich auf seine Ehre vor nichts fürchten dürfe. Der Erfolg war, daß Jakobine aufstand und mitgieng.

Der

Der fromme Bruder unterhielt sie auf dem ganzen Wege mit lehrreichen Gegenständen. Ihr fiel kein Gedanke an Furcht mehr ein, ob sie schon durch ziemlich einsame Gefilde wandeln mußten, und sie ward überzeugt, wie thörigt es sey, wenn man Herz und Denkungsart eines Menschen nach seinem Stande oder nach seiner Religion abmißt. Begegnete ihnen ja jemand, so schlug sie doch noch die Augen nieder, denn sie war in ihrem Leben nicht mit einem Mönche gegangen, und fürchtete, daß sich jedermann darüber aufhalten werde. Aber sie irrte sich, und sah bald, daß gar niemand darauf als auf etwas Merkwürdiges Rüksicht nahm. Der Bruder bediente sie übrigens unterweges etlichemal mit ein wenig Wein und Waizenbrodt, welches er auf der Reise zur Erquikung bey sich führte.

Der Weg war vollendet, und sie gelangten an das Kloster. Es war noch hoch am Tage. Mit Schaamröthe trat Jakobine in den Kreuzgang. Aber als sie sah, daß kein Mensch über ihre Ankunft verwundert

schien,

schien, und daß sie von allen Seiten freundlich begrüßt wurde, welches freylich eine Folge von der Achtung gegen ihren Begleiter war, so verlor sich ihre Furcht ganz, und in eben dem Grade als diese sich verlor, vermehrte sich die Hochachtung gegen den Frater. Er stellte sie dem Prior, der eben die Zellen revidirte, nach ehrerbietiger Begrüßung vor. Dieser sagte ihr einige Artigkeiten, und ließ, nachdem er einige Worte lateinisch mit dem Frater gesprochen hatte, ein Zimmer in dem an die Priorey anstoßenden Gasthause für Jakobinen anweisen, wo sie alle Bequemlichkeit fand, die man in einem Kloster verlangen kann. Es erschien bald eine weibliche Bedienung, die ihr Brod, Salz und Wein brachte, und sie fragte, ob sie zu Abend eine Suppe essen wolle? Sie bat sich diese Gefälligkeit aus, und zur gesezten Zeit erhielt sie eine frugale Abendmalzeit, die aus Suppe und Gemüse, nebst etwas leichtem ungarischen Weine bestand. Ihr Begleiter hatte sich noch eine kurze Zeit bey ihr aufgehalten, und war dann seines Weges gegangen, um im Konventualengebäude sein gewöhnliches

Pläz-

Pläzchen, ohnweit von den Zimmern des Priors, der ein besonderer Freund von ihm war, einzunehmen. Er versicherte ihr im Weggehn, daß sie heute weiter keine Mannsperson zu sehn bekommen würde. Das traf auch ein. Jakobine verschloß, als es um sie her still wurde, ihr Stübchen, warf sich auf die hier befindlichen Matrazen, und schlief sanft bis an den hellen Morgen. Als sie erwachte, brachte sie der Vorsehung ihr Dankopfer für ihre weise Führung. Sie seegnete in ihrem Herzen den menschenfreundlichen Frater, der sich nicht nur äuserst bescheiden gegen sie aufgeführet; sondern auch nicht einmal mit einem Worte nach ihrem Geheimniß geforscht hatte. Fast befremdete sie dies, denn sie glühte vor Verlangen, sich ihm zu entdeken. Dies war sehr natürlich. Wenn man viel ausgestanden, viel erfahren hat, so sehnt man sich nach einem Vertrauten, und wer war ihres Vertrauens würdiger als dieser gute Bruder? Die weibliche Bedienung, die ihr gestern das Abendbrod gebracht hatte, erschien auch jezt wieder mit einem Bouillon und einer Tasse, unterhielt sich sehr freund-

lich

lich mit ihr, und sagte, daß sie diesen Vormittag von einer vornehmen Dame Besuch zu erwarten haben werde. Jakobine erschrak ein wenig, faßte sich anbey, und fragte, ob sie sich nicht unterstehn dürfe, den Frater, der sie gestern hingebracht habe, um seinen Zuspruch zu bitten. Wenn sie es erlauben, sagte die Frau, so wird er gleich erscheinen. Sie holte ihn. Er grüßte Jakobinen freundlich, und schien es gern zu hören, als sie ihm sagte, daß sie sich auf seinen Besuch gefreut hätte. Er sagte ihr zugleich, daß er sie nicht würde besucht haben, wenn sie es nicht verlangt hätte, weil das wider die hiesige Einrichtung sey. Jakobine nahm, als die Aufwärterinn weggegangen war, keinen Anstand, ihm ihre Geschichte kürzlich zu erzählen, und ihn um seinen guten Rath zu bitten. Er versicherte sie, daß er herzlichen Antheil nähme, verwies ihr ihre Entfernung von Langenwaldau als eine Thorheit, doch billigte er es, daß sie, da sie nun einmal geflohen sey, jezt nicht wieder zurükkehre, weil sie da sogleich wieder in die alte Lage versezt würde. Auch billigte er es, daß

sie nach Breslau reisen, und da Dienste nehmen wolle. Nur rieth er ihr, ihren Nahmen zu verändern, ihre Augenbraunen zu färben, und wegen ihrer Verfassung gegen jedermann auf einerley Rede zu bleiben, übrigens aber ihre Schüchternheit abzulegen, und sich ganz freymüthig zu betragen, weil sonst gleich jedermann mißtrauisch gegen sie werden würde. Er gab ihr noch eine Menge Lehren, die vortreflich waren, und sich auf Erfahrung und Weltkenntniß gründeten. Noch waren sie im ernsthaftesten Gespräch, als die angemeldete Dame herein trat. Der Frater wollte gehn, aber die Fremde bat ihn zu bleiben. Dies geschah. Sie sezten sich, und die Dame, ein feines Weib von ohngefehr vierzig Jahren, nahm Jakobinen durch ihr Betragen so ein, daß dem Frater bange wurde, weil er in seinem Herzen erwägte, daß diese Person Jakobinen ganz unbekannt sey, und weil sie ein etwas freymüthiges Wesen an sich hatte. Indes schlug eine ihn zu geistlichen Geschäften abrufende Stunde. Er beurlaubte sich, und Jakobine bat ihn dringend, sobald als möglich wieder zu ihr zu

kom-

kommen, welches er auch zusagte. Kaum war er fort, als die Dame mit unbeschreiblicher Annehmlichkeit in Jakobinen drang, ihr ihren Stand, und die Ursache ihrer Reise zu entdeken. Ganz konnte das Mädchen nicht widerstehn. Sie sagte ihr also nur, daß sie Therese Rosenblatt hieße, und die Tochter eines Schulmeisters sey, die zu einer Heirath mit einem reichen siebzigjährigen Guthsbesizer hätte sollen gezwungen werden, welches ihr aber unmöglich gewesen sey, und sie hätte sich also von ihren ohnehin armen Eltern entfernt. Die Erdichtung konnte leicht Glauben finden, da sie doch Flucht zugab, die man Jakobinen ansah, und da ihr Anzug übrigens auch verrieth, daß sie nicht aus einer Stadt kam. Und was wollen Sie, sagte die Dame voll Zutraulichkeit, in aller Welt nun anfangen? Kaum hatte ihr Jakobine gesagt, daß sie in Dienste bey einer Herrschaft in der Stadt gehen wolle, so umarmte sie die Dame innig, und sagte: so soll auch niemand ein so liebenswürdiges Kammermädchen mir rauben. Du ziehst zu mir, wenn du Lust hast, und es soll dir gewiß

wohl gehen. Jakobine war um eine Antwort in Verlegenheit. Sie freute sich, so bald eine dem Anschein nach vortrefliche Herrschaft gefunden zu haben. Gleichwohl wollte sie ohne den Rath des Fraters nichts zusagen. Aber die Dame drang in sie, mahlte ihr goldne Berge vor, sagte, ihr Mann sey die Güte selbst; Sie wohne im Sommer oft Wochenlang mit ihm auf dem Lande, wo es sehr gesellschaftlich herginge, und auch in der Stadt lebten sie sehr vergnügt. Sie hätten keine Kinder, giengen oft weg, bekämen oft Zuspruch. Jakobine solle wie ein Kind vom Hause gehalten werden, blos die Toilette der Frau besorgen, und das Essen anordnen, übrigens mit bey ihrem Tische essen, und die Gäste unterhalten helfen. Jakobinen mußte nothwendig der Antrag sehr schmeichelhaft seyn. Sie konnte ihr Jawort nicht länger zurükhalten. Die Dame war erfreut darüber. Jakobine nahm sich nun die Freyheit, sie um ihren Nahmen zu fragen, den sie ihr denn auch ohne Anstand sagte, und sezte hinzu, sie sey auf einer Reise nach *** begriffen gewesen, habe in einen ohnweit da-

von liegenden Dorfe den Wagen zerbrochen, und habe, weil sie da kein anständiges Logis finden können, ihre Zuflucht in dies Kloster genommen; da habe sie denn von der Aufwärterin gehört, daß der Frater *** ein vortrefliches unschuldsvolles Mädchen mitgebracht habe, und weil es ihr eben an einer Kammerjungfer (oder, sezte sie schmeichelnd hinzu, wenn du lieber willst Gesellschafterin) gemangelt, so habe sie die Schöne gern kennen wollen, und sey nun herzlich erfreut, daß das Schiksal ihre Wünsche auf einmal so vergnüglich erfüllt habe. Sie brach nun geschwind auf, versprach Nachmittags wieder zu kommen, und ließ Jakobinen in süssen Träumen zurük. Als das Mittagsessen, welches Jakobine auf ihre Zelle erhielt, vorbey war, erschien der Frater. Er hatte die fremde Dame gesprochen, und trat mit einer gewissen Kälte ins Zimmer. Jakobine erfuhr bald, daß er es übel nahm, daß sie ohne seinen Rath sich zu der Dame vermiethet hatte. Indeß ward er bald wieder freundlich, denn die Unschuld des Mädchens rührte ihn. Er gestand ihr seine Besorgniß,

daß er die Frau für eine Gelegenheitsmache-
rin hielt, weil er schon in Breslau zuweilen
verdächtige Urtheile über sie gehört, ohnge-
achtet er sie vorher nicht persönlich gekannt
hatte. Jakobine konnte sich das nicht vor-
stellen, und hatte auch überhaupt davon kei-
nen rechten Begriff. Nun, sagte der Fra-
ter nach einigem Wortwechsel, ich kann mich
auch irren. Versuche sies in Gottes Nah-
men. Gefällt es ihr nicht, so komme sie in
unser Kloster. Ich werde bald wieder zu-
rük nach Breslau kommen, und in dem Fal-
le vor sie sorgen helfen. Jezt will ich ihr
nur noch zwey gutgemeinte Regeln geben.
Bleibe sie immer in einer gewissen Zurükhal-
tung gegen ihre Herrschaft, und lasse sie sich
nicht blenden, wenn sie sich über Gebühr zu
ihr herablassen. Die andere Regel betrist
ihre Liebschaft. Ich habe ihr unterwegs
versprochen, daß ich ihr doch auch darin viel-
leicht einen Rath geben könnte. Wisse sie
dann, daß ich ihre Treue gegen den jungen
Menschen nicht mißbillige; sie wird sie
wahrscheinlich vor Ausschweiffung und Ver-
führung schüzen. Aber wenn sie meinem

Rathe folgen will, so suche sie ihn nicht auf, wenigstens nicht, daß ers weis. Kann sie ihn ausspähen, so habe sie im Stillen ein wachsames Auge auf ihn. Liebt er sie recht treu, so wird er sie schon mit der Zeit wieder finden. Sie ist noch jung, und versäumt nichts. Giebt er sich aber wenig Mühe, und vergißt sie bald, so hat sie an einem solchen leichtsinnigen Menschen wenig verlohren. Jakobine fand diesen Rath der kalten Vernunft sehr angemessen, aber der feurigen Liebe ganz entgegen. Doch versprach sie ihn zu befolgen. Der Frater trennte sich nun mit wahrer Redlichkeit von Jakobinen, sagte, daß er sie nun nicht weiter sprechen könne, weil er sich zu seiner morgen weiter fortzusezenden Reise anschiken müsse, und Jakobinen standen die Augen voll Wasser. Er ging mit jenem ruhigen Bewustseyn, sein Wort erfüllt, und der Fremden, so viel als es ihm möglich war, Beystand geleistet zu haben.

Bald darauf ließ die Dame, die ihr Zimmer auf einem andern Flügel des Gebäudes hatte, Jakobinen zu sich rufen.

Noch war das Mädchen nicht aus dem Zimmer gekommen, als etwa bis in den nahanstoßenden Hof. Sie wagte es nun dreuster, ihre Augen aufzuschlagen. Es kamen hier und da Leute aus den Zimmern. Sie sah überall Leben und Sorgfalt, sah mehrere Kranke im Kreuzgange herumwandeln, fand Bettelnde an dem Hauptthore, die reichlich begabt wurden, andre, die ausgehungert auf den Stufen saßen, und gespeist wurden. Ihr Herz fühlte Ehrfurcht gegen diesen Zufluchtsort leidender Menschheit, und gerührt kam sie auf das Zimmer der Dame. Sie fand hier alles genau so, wie sie es hatte, und bemerkte mit Vergnügen, daß man sie, die nur zu Fuße gekommen war, nichts schlechter bewirthet hatte, als die Dame in der Kutsche. Diese kam ihr traulich entgegen, faßte sie bey der Hand, und sagte, daß sie morgen in aller Frühe fort wolle. Sie bemerkte bald an Jakobinen, daß diese etwas zurükhaltend war. Fein und voll Weltkenntniß wußte sie dem Mädchen bald alles Mißtrauen rein aus dem Herzen hinweg zu zaubern. Sie entließ nach einigen Stunden

den Jakobinen, die sich nun noch etwas in der Gegend umsah, die sie zwar an sich traurig, aber durch den Fleis und die Einrichtungen der Klosterökonomie sehr verbessert und verschönert fand. Dann gieng sie auf ihr Zimmer, genoß ihr Abendbrod, legte sich ruhig schlafen, ward früh gewekt, wollte ihrer Aufwärterin ein Trinkgeld geben, die es aber durchaus nicht annahm, und fuhr, nachdem sie sich dem Prior und ihrem gutherzigen Frater noch dankbarlichst hatte empfehlen lassen, mit der Dame schnell von dannen.

10.

Die Reise war nun etwas langweilig, denn was sollen zwey Frauenzimmer, die sich noch nicht kennen, immer mit einander sprechen? Sie schliefen daher eine um die andere. Nach und nach ward die Gegend lebhafter und volkreicher, je näher sie Breslau kamen. Sie fuhren schnell zu, um noch am Mittage in der Hauptstadt einzutreffen. Als sie aber noch eine Stunde davon entfernt waren, und auf eine Dorfschenke zufuhren,

schrie auf einmal die Dame, daß ihr Mann ihr entgegen gekommen sey, indem sie dort sein Pferd stehen sehe. Das war auch richtig. Ein kleines nettes Männchen hüpfte in Stiefel und Sporn auf den Wagen zu, ließ halten, sezte sich ein, und befahl dem hinten auf stehenden Bedienten, daß er das Pferd nach Hause reuten solle. Also eine neue Bekanntschaft. Der junge Herr, er war kaum dreyßig, that so bekannt gegen Jakobinen, als ob er sie seit langer Zeit kenne. Er schwazte ziemlich frey mit Worten, wünschte seiner Frau Glük zu einer so schönen Haushälterin, sagte ihr übrigens, daß er sich in ihrer Abwesenheit recht wohl vergnügt, auch noch gestern Abend von der Frau Kriegsräthin ***. dreyundneunzig Louisd'or im Spiel gewonnen habe, worüber diese Dame ziemlich aufgebracht sey. Seine Gemahlin lachte laut auf, und sagte, sie wollte ihr wohl noch einmal so viel abgewonnen haben, wenn sie an ihres Mannes Stelle im Glük gesessen hätte. Jakobinen fiel bey dieser Unterredung nichts Uebels ein. Sie staunte die vielen Thürme an, die sie sah, denn der Wagen kam der Stadt im-

mer

mer näher, und sie hörte nur halb was gesprochen wurde. Jezt fuhren sie durchs Thor und jezt in die Stadt hinein. Wer noch nie eine große Stadt sah, noch darzu auf dem Lande erzogen wurde, und nichts als ländliche Wohnungen zu sehen gewohnt ist, auf den macht der Anblik einer großen und volkreichen Stadt unglaublichen Eindruk. Als ich einst von Leipzig, das doch gewiß auch ansehnliche Gebäude und Straßen hat, nach Berlin reiste, und zum Potsdammer Thore herein durchs Achtek, die Leipziger Straße hinauf, zuerst auf den Pakhof, und von da nach vielen Wendungen übern Schloßplaz auf die Postfuhr, da war ich so begeistert, von der Menge großer Palläste, ungeheurer langer Straßen, und der daher auf beyden Seiten entstehenden, sich ins Endlose verliehrenden Prospekte, daß ich diesen Eindruk gewiß in meinem Leben nicht wieder vergesse. Wer mehr reist, wird in der Folge solche Eindrüke gewohnt. Sie wirken nicht mehr beträchtlich auf ihn. Aber Jakobinen konnte wohl Breslau allerdings in Erstaunen sezen. Sie vergaß Alles,

selbst

selbst ihren Philipp einige Minuten darüber. Ihre Herrschaft bemerkte mit Vergnügen, daß es ihr hier gefiel. Jezt ward gehalten. Da niemand da war, der den Wagen öfnete, so sprang Herr *** sogleich herunter, und half selbst erstlich seiner Frau, dann Jakobinen heraus. Stumm gings die Treppe hinauf. Aber groß war Jakobinens Erstaunen, als sie sahe, wie der Herr die entgegenkommende Magd, im Beyseyn seiner Gemahlin, in die Baken knipp, und sein Schäzchen nannte, indes dies Närrchen sich erzwungen schnöde dabey benahm, und mit lautem Gelächter zurük in die Küche lief.

Jakobinen ward nun sogleich ein Zimmer angewiesen, das recht artig war, und, was sie am meisten freute, vorn heraus auf die Straße gieng. Denn sie hoffte nichts weniger, als ihren Philipp einmal ganz unerwartet auf der Straße herum patrouilliren zu sehn. Und eben die Hofnung, ihn an einem volkreichen Orte am ersten wieder zu finden, hatte sie auch zu dem Entschluß bewogen, ih-

ren Aufenthalt an einem solchen Orte zu wählen. Es erschien bald darauf eine Art Jungemädchen, die sich zu ihrem Dienst anbot, aber mit so einer Art, daß Jakobine bald Hochmuth, Scheelsucht und Neid an ihr bemerken konnte. Sie verbat sich freundlich allen Beystand, und sagte, sie werde sich schon selbst bedienen. Diesen ganzen Tag blieb sie von allen Dienstleistungen verschont. Am folgenden Morgen ward in ihrer Gegenwart dem sämmtlichen Hausgesinde angedeutet, daß es dieser neuen Haushälterin gehörige Achtung beweisen, und in ihrer Abwesenheit wie der Herrschaft gehorchen solle. Hämisch lächelte Jenes, und diese schämte sich. Auch dieser Tag vergieng geschäftlos, auser daß Jakobine am Nachmittage auf Befehl der Herrschaft mit der Jungemagd ausgehen muste, um einige Straßen und Pläze kennen zu lernen, und am Abend die Madam auskleiden half. Es fiel dem armen Mädchen auf, daß der Herr zu gleicher Zeit sich auch von seinem Bedienten auskleiden ließ. Aber sie glaubte, es sey einmal so Sitte in großen Städten, und beruhigte sich darüber.

Am dritten Tage, als sie an ihrem Fenster stand, blieb auf einmal jemand stehen, und sah sie genau an. Es war der Jude, den sie auf dem Postwagen kennen gelernt hatte. Er erkannte sie troz ihrer gefärbten Augenbraunen sogleich, kam herauf, und bat, Jakobine möchte einen Augenblik mit ihm in seine Heimath gehen, indem er ihr etwas wichtiges zu sagen habe. Das hielt schwer, denn ein Jude ist doch ein böser Kerl von Natur. Zum Glük hatte Jakobine schon gestern etlichemal Christen und Juden mit einander gehen sehen. Sie bat sich also bey der Madam aus, einen Gang weggehen zu dürfen, um sich etwas einzukaufen. Sie schlenderte nun mit dem ehrlichen Ebräer fort, bis in seine Wohnung die nicht weit davon war. Ein galant gekleidetes Mädchen kam ihnen entgegen, und Jakobine erstaunte, als sie hörte, daß diese die Tochter des Juden sey. Sie hatte immer geglaubt, die Jüdinnen wären lauter Zigeunerartiges Gesindel. Als sie sich gesezt hatte, auweihte der Alte gewaltig im Zimmer herum, daß die arme Mamsell an diese Herrschaft gerathen sey. Jakobine erschrak.

Sie fragte hastig um die Ursache, und erfuhr, daß die Madam eine vornehme Kupplerin sey, die dies Handwerk zwar sehr heimlich, aber auch desto verderblicher triebe. Sie halte immer auf schöne Dienstmädchen und Haushälterinnen, spiele stark, loke durch ihre reizenden weiblichen Bedienungen die reichen Herren an sich, und gewinne ihnen sodann das Geld ab. Wann ein solches unglükliches Geschöpf verführt worden, gemißbraucht und wohl gar schwanger sey, ihre Reize verloren, oder eine häßliche Krankheit davon getragen habe, so jage sie sie ohne Erbarmen fort, und lasse sie hülflos verschmachten. Jakobine zitterte am ganzen Leibe. Sie wuste nicht, ob sie dem Ebräer trauen dürfe. Gleichwohl traf alles mit des Fraters Verdacht sowohl als mit dem, was sie bereits gesehn und gehört hatte, so ziemlich überein. Was war aber nun zu thun? Hier zeigte sichs, daß der Jude ihr wirklich aus aufrichtigem Herzen seine Dienste in Breslau angeboten, und wie unrecht sie gethan hatte, daß sie ihn auf der Post eben so wenig zutraute, als den zwey andern Gefährten. Sie fragte

ihn jezt voll Zutrauen und mit Thränen in den Augen, was sie thun solle? sezte auch hinzu, sie könne sich unmöglich entschlüßen, wieder hinzugehen. Der ehrliche Alte, gerührt von ihren Thränen, gab sich alle Mühe sie zu beruhigen, sagte ihr aber auch, daß dies nicht rathsam sey, gar nicht wieder hin zu gehen. Denn die Gesindeordnung sey hier sehr scharf, und da die übrigen Bedienungen ihrer Herrschaft sie mit ihm hätten weg gehen sehen, so würden sie sich, da er in allen Häusern bekannt sey, augenbliklich an ihn halten; sie würde ihm sonach unausbleibliche Verdrüßlichkeiten zuziehen. Indessen möchte sie nur getrost hingehn. Da sie einmal die Gefahr wisse, so könne sie sie um so eher vermeiden. Vielleicht könne sie nach und nach mit guter Manier loskommen, und sie solle sich getrost auf ihn verlassen, einen andern Dienst zu bekommen. Jakobine glaubte in eine andre Welt versezt zu seyn, und hätte sich nicht träumen lassen, daß ein Jude so denken und handeln könne, besonders wo er augenscheinlich keinen Vortheil voraus sahe. Auch war sein ganzes Betra-

gen

gen dem Eigennuz im mindesten nicht ähnlich. Sie fühlte sich gestärkt durch sein Zureden, bat sich die Freundschaft seiner Tochter aus, und kehrte schüchtern in ihre Wohnung zurük.

Von heut an ward sie in der Wirthschaft gebraucht. Ich übergehe, um nicht weitschweifig zu seyn, so manche charakteristische Kleinigkeiten, die insgesammt Jakobinen deutlich sagten, in welche Hände sie gerathen sey. Indessen muß ich einiges anführen. So war es zum Beyspiel Sitte, daß der Bediente der Frau den Thee oder Koffee brachte, und daß sie beym Herrn dies Geschäfte verrichten mußte. Da ward ihr denn oft eine Röthe ins Gesicht gejagt, sie auf den Sopha hingezogen, oder geküßt u. s. w. Ihre ernsthafte Weigerung hatte indessen bisher noch immer verursacht, daß es blos bey dergleichen Kleinigkeiten geblieben war. Wenn Gesellschaft da war, so wurden die ärgerlichsten Reden geführt, die indes das unschuldige Kind nicht einmal alle verstand. Die Frau bekam oft männlichen Zuspruch, wenn sie kaum aus dem Bette und noch kaum halb

angekleidet war, gleichwohl ward er ohne Anstand vorgelassen, die Thüre abgeschnapt und dergleichen. Artige Wäschermädchen oder Jüdinnen kamen zum Herrn und blieben Stundenlang da. Das Auffallendste war ihr, daß oft, wenn Gesellschaft da war, ein Paar davon, sich in eins von den kleinen Zimmerchen verlor, die an dem Tafelzimmer angebracht waren, und zu andrer Zeit immer sorgfältig verschlossen wurden. Dort blieben sie oft geraume Zeit. Auch sogar die Köchin und Jungemagd hatte sie zu solchen Zeiten hinein gehen sehen, und fast machte sie dies neugierig auf diese Zimmer, weil sie gewöhnlich sehr vergnügt heraus kamen, ob sie sich schon sonst immer spröde und mürrisch stellten. Doch beschloß sie sich vor diesen Gemächern zu hüten.

Jakobine hatte gleich einige Tage nach ihrem Hierseyn verschiednen jungen Herren ins Auge gestochen, die ihrer Herrschaft die Aufwartung machten, und sich nebenbey mit ihr zu unterhalten suchten. Man that ihnen allen Vorschub, aber Jakobinens Sprödig-

keit und wenns Noth that, Unhöflichkeit, hielt sie lange im Zaum. Daß „lange“ hier nur einige Tage heist, wird der Menschenkenner schon von selbst verstehen. Endlich aber hatte einer von ihnen den Entschluß gefaßt, seine Absicht auf ein Art zu erreichen, es koste was es wolle. Einst ward zahlreiches Soupee gegeben. Kurz vor Ankunft der Gäste lies die Frau vom Hause Jakobinen rufen, befahl ihr, in eins von den mysteriösen Zimmerchen zu gehn, wozu sie ihr auch den Schlüssel gab, und sagte, sie würde gleich nach kommen, und ihr Serviettenformen mitbringen, die sie nachbrechen lernen solle. Jakobine gehorchte. Sie bebte vor dem Gemach; aber was konnte sie hier vor Gefahr laufen? Die Gäste waren noch nicht da, und die ihr aufgetragne Arbeit höchst wahrscheinlich. Sie schloß auf, gieng mit niedergeschlagnen Augen hinein — aber fast wäre sie zurük gelaufen. Sie glaubte in einen Feenpallast gezaubert zu seyn! Doch, alles, was sie so in Erstaunen sezte, war nichts weiter, als drey große Spiegel, die fast die ganzen Seitenwände nach der Hö-

he und Queere einnahmen, und ein in der Mitte hängender kleiner Kronleuchter, mit 6 Wachslichtern. Das arme Mädchen war geblendet. Sie sah mehr als hundert Lichter und sich selbst wohl zehnmal von vorn und von hinten. Sie schämte sich. Aber wenn es ihr nicht zugleich ein Bischen gefallen hätte, so wäre sie fort gelaufen. Sie blieb und blieb gern. Hier kanns so gefährlich nicht seyn, dachte sie, denn die Wollust scheut ja das Licht. Sie sezte sich auf den dastehenden Sopha, und glaubte aus der Welt zu fallen. Aber es saß sich gut. Sie blieb, und blieb gern und hoffte, daß die Servietten sich hier recht gut brechen würden. Fast eine Viertelstunde blieb sie allein. Sie wurde den blendenden Glanz nach gerade gewohnt, und je mehr sie sich umsehn konnte, je reizender fand sie dies Zimmerchen. Einige kleine Statüen von röthlichem Marmor, die in den Eken standen, gefielen ihr so wohl, daß sie sie unaufhörlich betrachtete, und sie wunderte sich blos, das sie nakend waren. Ein wenig erschrak sie wohl über eine Antike, einen Priap von

Bronze,

Bronze, der auf dem Kamin stand. Aber sie sah ihn nicht weiter an, und blieb in ihrem Wohlbehagen. — Schändliche Menschen, daß ihr euren Verstand und eure Zeit blos dazu anwendet, um die Sinnlichkeit eurer Nebenmenschen mit Gewalt aufzureizen, und die Empfänglichkeit für körperliches Wohlbehagen auf den höchsten Grad zu bringen. — Jakobine saß vertieft in diese Annehmlichkeiten sorglos da, als statt der Frau der fremde Herr herein trat, der schon lange um ihre Gegenliebe gebuhlt hatte. Auf einmal war ihre süße Ruhe dahin. Sie schrie laut, denn ihr Herz machte sie augenbliklich mit der Gefahr bekannt, in der sie schwebte. Diesmal nahm dieser Herr eine Maske vor. Er stellte sich beleidigt über ihr Geschrey, that, als ob er die Frau vom Hause suche, die man ihm hier zu seyn bestimmt hätte, und versicherte, daß Jakobine nichts von ihm zu fürchten habe. Was wollte das Mädchen nun thun? Sie mußte bleiben. Aber der Herr, der die, seinem Vorgeben nach gesuchte Frau nicht fand, blieb doch auch. Er nahm ein verlegnes Betragen an, und bat endlich Ja-

kobinen, daß sie so gut seyn, und ihm eine von seiner Manschette, so eben abgerißne Spize annehen möchte. Auf diesen Vorwand war er vorbereitet. Denn als Jakobine nach Nadel und Zwirn gehen wollte, langte er geschwind ein Souvenir heraus, in dem sich beydes befand. Das arme Mädchen konnte vor heimlichem Beben kaum einfädeln. Die Arbeit gieng langweilig, und kaum hatte sie den Faden abgeschnitten, als sie der junge Herr schon so fest in seine Arme schloß, daß sie sich nicht rühren, und nicht schreyen konnte. Er trug sie auf den Sopha, und erlaubte sich verschiedne Unanständigkeiten. Jakobine rang zwischen Sieg und Verlust. Der geübte Wollüstling traf ihre empfindlichste Seite, und war stark; Sie — schwach, sinnlichen Eindrüken jezt offen, überrascht, unentschlossen, ob sie schreyen oder entlaufen sollte, und doch konnte sie beydes nicht. Der reizende Boudoir vermehrte die Gefahr auch iezt noch. Zwar schloß sie vor Schaam die Augen, aber sie konnte sie doch nicht immer schlüssen, und noch war der Sopha weich und elastisch zum Entzüken, schön

und

und sanft der Jüngling, schön die Statüen, alles um sie her athmete Wollust. Schon wich der Genius der Unschuld weinend in die Eke des Fensters, als schnell die Thüre aufging. Jakobinens eigne Frau, die sie verkuppeln wollte, mußte sie retten. Sie hatte nicht gewußt, daß der Herr bereits da sey, und war gekommen, dem Mädchen zum Schein eine Arbeit aufzutragen. Auch nun mußte sie das zum Schein thun, und, wollte sie nicht ihre ganze Charte an ein ihr noch fremdes Mädchen verrathen, sich über des Herrn * * * Gegenwart und verdächtiges Betragen zum Schein entrüsten. Der Verräther schäumte vor Wuth, und entfernte sich, kam auch den ganzen Abend nicht weiter zum Vorschein. Jakobine lief auf ihre Stube. Eine Maske von scharlachrothem Sammt bedekte ihr ganzes Gesicht. Sie ließ sich dreymal rufen, ehe sie bey der Tafel erschien, wo man denn auch, entschlossen den schönen Neuling in die Geheimnisse einzuweihen, auf den Vorgang Anspielungen machte, und dadurch Jakobinens Schminke den ganzen Abend aufrecht

 erhielt.

erhielt. Die Frau vom Hause betrug sich übrigens, als ob nichts vorgegangen sey. Alle begegneten Jakobinen mit auszeichnender Güte.

Die folgende Nacht war für das arme Mädchen schlaflos. Ihr Herz trat in seine alten Rechte ein. Die Täuschung war vorüber. Alles erschien ihr in einem andern, und im wahren Lichte. Sie verabscheute den schönen Fremdling, und seine Bosheit. Sie haßte die Niederträchtigkeit ihrer Herrschaft. Sie fühlte, daß ein höhrer Grad von Wollust das Licht nicht mehr scheut, sondern es nüzt, den Genuß zu erhöhen. Der Zwek des Boudoirs, im ersten Entzüken darüber ihr ganz fremd, lag deutlich vor ihren Augen. Endlich erschien auch Philipp. Wo war der Arme jezt? Vielleicht in Hunger und Elend? Vielleicht durchirrte er Wüsten, um Sie zu finden? Indes sie, der Untreue so nah, im Schoose der Wollust sich wiegte, und in weichen Betten herumwälzte. Der Gedanke erfüllte sie mit unauslöschlicher Schaam. Lange quälte sie sich mit eignen Vorwürfen. Das Resultat ihres Nachden-

kens

kens war endlich, daß sie Morgen der Herrschaft den Dienst aufsagen, und wenn sie diese nicht gutwillig entließe, heimlich fortzukommen suchen und Breslau verlassen wolle. Dieser Entschluß ward auch ausgeführt. Gleich am folgenden Morgen bey der Toilette, als Madam * * * sie noch mit der gestrigen Geschichte aufzog, bat sie sie um ihre Dienstentlassung. Die Dame hielt es Anfangs für Ziererey. Sie scherzte blos damit, und fand es nicht erst der Mühe werth, eine ordentliche Antwort darauf zu geben. Der Tag verstrich, für Jakobinen voll quälender Ungewißheit. Am folgenden Morgen bestand sie auf ihrem Verlangen. Die Dame drohte ihr mit Zwange, weil sie sich auf ein Jahr anheischig gemacht habe. Aber Jakobine war dreust genug, ihr den Daum aufs Auge zu sezen. Sie drohte alles zu verrathen, was sie bereits wisse, und die Ehre dieses Hauses überall zu brandmarken, dahingegen sie unverbrüchliche Verschwiegenheit versprach, wenn man sie in Frieden ziehen ließe. Was wollte die Dame thun? Ohnehin hatte sie mit dem Mädchen ihren Zwek nicht ganz er-

reicht. Es schien ihr zu mühsam, dies in der Entfernung von der großen Welt erzogne Landmädchen in ihr Interesse zu ziehen. Und da die zweydeutige Wahl hinzukam, ihr auch als einer Dame, die wenigstens nicht öffentlich in schlechtem Rufe stand, daran gelegen war, nicht darein zu kommen, so entschloß sie sich kurz, gab Jakobinen zwey Dukaten, und hieß sie mit verachtendem Stolze sogleich aus dem Hause gehen. Jakobine pakte ihre wenigen Haabseligkeiten zusammen, und gieng noch in derselben Stunde fort, bedauert vom Herrn, und bespöttelt vom Gesinde. Sie suchte ihren ehrlichen Israeliten auf, und fand ihn mit bereitwilligem Herzen, sie einige Tage bey sich aufzunehmen. Man begegnete ihr hier mit zuvorkommender Freundschaft. Freilich gieng es nicht so glänzend her, als im Hause des Herrn * * *. Aber den Haushälterischen Tisch würzte die Sittsamkeit und den Boudoir ersezte eine reinliche Schlafkammer, mit nicht so weichen aber auch weniger zur Sinnlichkeit reizenden Betten. Etwas lang, ward freylich Jakobinen die Zeit. Die Frau und Tochter des

Juden arbeiteten für Geld, waren fleißig und kamen wenig aus. Sie wollten Anfangs nicht gestatten, daß Jakobine ihnen hülfe. Als aber nun dies zugelassen wurde, so hatte das Mädchen Unterhaltung genug, und die Bekanntschaft ward genauer zwischen diesen drey fleißigen Frauenzimmern. — Jakobine sprach einigemal von dem Orden der Barmherzigen Brüder, den man ihr auch sehr heraus strich; doch wollte man nicht zugeben, daß sie sich dorthin wendete, weil sie doch keinen zureichenden Grund angeben könne, und es sich also für sie nicht recht schiken wolle. Der gute Frater ward also vergessen.

Einst kam der Vater schmunzelnd nach Hause, und erzählte, indes er sich den Bart strich, daß er einen schönen Dienst für Jakobinen in Vorschlage habe, „hob lange „afgelauert, sagte er, bis ich der Mamsell „ebbes en hübschen Dienst verschaffen könnte. „Aber verschwärzen soll die gnädge Fra, dos „sie mir von se'n geringen Luhn schmießt. „Doch, der Herre wird wuhl ebbes zulegen.

„Sis

„Sis halt e braver Herre. Ich hobe man„chen schönen Schacher mit em gemacht. „Greifen zu, Mamsellchen, mit beeden „Händen. S' seyn a paar enzelne Leute, „hoben ach kain Kind. Sie können halt „ihr Glük da machen.“ Jakobine dankte dem Alten herzlich. Sie erfuhr nun die Bedingungen, und daß sie sich morgen präsentiren solle. Um die gesezte Stunde gieng sie mit ihrem ehrlichen Wirthe zum Herrn * * *. Sie schien beyden zu gefallen, denn sie mietheten sie sogleich, und verwilligten ihr einen weit bessern Gehalt, als sie Anfangs geäusert hatten. Jakobine war innigst vergnügt. Sie drükte dem Alten die Hand beym nach Hause gehn. Nach etlichen Tagen trat sie ihren Dienst als Ausgeberin bei der erwähnten Herrschaft an. Sie beschenkte die Tochter ihres uneigennüzigen Wirths, den eine angebotne Vergütung bald beleidigt hätte, mit einem kleinen Diamantringe. Alle Drey waren gerührt bey ihrem Abschiede, und Jakobine verließ das gutmüthige Kleeblatt mit herzlichen Thränen.

Die neue Laufbahn, die Jakobine nun antrat, war für sie von großer Wichtigkeit, und hatte auf ihr künftiges Leben beträchtlichen Einfluß. Es wird die nunmehrigen Verhältnisse und Aussichten Jakobinens in ein helleres Licht sezen, wenn ich hier ein kleines Gemälde von ihrem Herrn sowohl als von ihrer Frau entwerfe. Herr * * * ich weiß nicht war er Kriegs- oder Domainen- oder sonst ein Rath, befand sich in dem Alter, das man gewöhnlich die besten Jahre nennt, in den Vierzigen. Er war ein dürres Männchen, voll Welt, nicht ohne Verstand, Kenntnisse, und gutes Herz, gegen das schöne Geschlecht nur allzu gefühlvoll, übrigens reich und dem Vergnügen ergeben. Madame * * * war ein herzensgutes Weib, die es mit jederman treflich meinte, aber mehr zum Ernst als zur Freude gestimmt, gern einsam, kinderlos und mißmuthig darüber, im höchsten Grade eifersüchtig, übrigens mittler Statur, nicht schön und nicht häßlich, und mit ihrem Gemahl von gleichem Alter. Dieser leztre Umstand, verbunden mit der ihr beywohnenden Eifersucht, hatten das

Herz

Herz des Mannes, der ihr vormals innigst ergeben war, ein wenig von ihr abgewendet. Zwar schäzte er sie als Gattin unwandelbar, und war fast immer in ihrer Gesellschaft. Aber er sehnte sich oft nach andern Umgange, und suchte nach gerade das bey andern Frauenzimmern zu finden, was er bey seiner Frau nicht mehr fand, nehmlich feurige Zärtlichkeit und gesellige Fröhlichkeit. Ich mag nicht entscheiden, ob er hierüber Tadel verdiente oder nicht, da ich blos erzähle. Genug, daß meine Leser nun wissen, in welchem Verhältnisse sich diese beyden Eheleute mit einander befanden, und leicht abnehmen können, daß hieraus für die neue Jungfer Ausgeberin mancherley Leiden herfließen mußten. Indessen waren doch die ersten Monate ihres Dienstes sehr ruhig. Die Herrschaft war mit ihr, sie mit der Herrschaft zufrieden. Man begegnete ihr mit vieler Artigkeit. Jakobinen fing es an in Breslau zu gefallen.

II.

Nun müssen wir aber doch auch einmal sehen, wo unser armer Philipp geblieben

ist.

ist. Er hört in Halle fleißig Kollegia, und ist ein starker Anhänger von dem gottlosen bösen Bahrdt, der sich selbst der ganzen Welt zum Abscheu, in einem Pferdefuße hat abkonterfeyn lassen. Zwar hatte ihm sein christgläubiger Herr Vater Schulmeister gar ernstlich vor allen jezt im Schwange gehenden Neuerungen gewarnet, und hätte er gewußt, daß Bahrdt in Halle hausete, nimmermehr hätte er ihn dorthin ziehen lassen. Aber dieser Defensor fidei war damals erst in Halle eingetroffen. Wie bekannt, fand er dort großen Beyfall. Ein Student lief dem andern zu Gefallen in seine Vorlesungen. Je mehr ihn seine Kollegen verfolgten, desto mehr bekam er Zulauf. Das geht in der Welt gewöhnlich so. Ein großer Mann, der nicht verfolgt wird, bleibt im alltäglichen Gange, und wird nicht sonderlich bemerkt. Sobald der Neid seinen guten Namen oder seine Verdienste anzutasten sucht, so werden alle Augen auf ihn gerichtet. Man prüft — und findet oft das Gegentheil. Hätten Bahrdts Antipoden, die es zum Theil nur aus Politik waren, nicht so unbarmherzig

auf

auf ihn hinein gepeitscht, er wäre nicht so schnell in Ruf und Beyfall gekommen. — Unser Philipp war also auch unter denen, die seine Verdienste zu schäzen wußten. Und weil die Natur ihn mit richtigem Gefühl beschenkt hatte, so schäzte er seine Vorträge, ohne seinen Handlungen zu folgen, ehrte seinen Verstand, ohne den moralischen Werth seines Herzens, und seines Charakters zu prüfen. Auch war der gute Jüngling überhaupt sehr fleißig, fand an seiner Theologie wahren Geschmak, studirte sie mit Eifer, und — hätte bey einem Haare Jakobinen darüber vergessen.

Ich sehe mich genöthigt, in der Geschichte unsrer Helden einen Sprung von beynahe zwey Jahren vorwärts zu thun, weil während derselben wenig Merkwürdiges vorfiel. Beyde hatten in diesem Zeitraum sich weit von einander entfernt, und daran war ein unglüklicher Zufall schuld. Jakobine hatte nehmlich, so bald sie in Breslau angelangt war, an Philipp nach Halle geschrieben, weil sie vermuthete, daß er dorthin kommen würde.

würde. Man erinnere sich hier zurük an seinen Arrest und an seine lange Reise, so daß er also erst einige Monate nach der unglüklichen Entführungsnacht in Langenwaldau, in Halle ankam. Während dieser Zeit hatte Jakobine noch einmal geschrieben. Sorgsam hatte sie beyde Briefe frankirt, und das war in diesem Falle ihrem Zweke grade nachtheilig. Man weiß, wie schwer es auf frequenten Akademien überhaupt hält, junge Leute zu finden, wenn auf den Briefen keine Addresse angegeben ist. Nun war vollends Zeidelbär gar nicht zugegen, war noch nicht hier gewesen, sein Name noch nicht bekannt, die Briefe obendrein frankirt, und so blieben sie denn natürlich in einem Winkel der Expedition liegen, dem Staub und Schmuze Preiß gegeben. In der Folge, als Philipp wirklich da war, dachte man nicht mehr an die Briefe; und wie ist es auch zu verlangen, daß Postsekretärs ein paar einzelne Briefe bey so unzähligen andern Geschäften monatelang im Kopfe führen sollen? Unterdessen fügte sichs am Ende des zweyten Jahres, seit Philipp hier war, daß zufällig die bey-

den Briefe dem Briefträger des Viertels, wo Philipp wohnte, in die Hände fielen. Sie wurden ihm gebracht. Er brumte gewaltig, als er ihr Alter inne ward. Aber was halfs? die Schuld konnte durchaus niemanden beygemessen werden.

Die Seele des Jünglings gerieth in eine Art von Aufruhr, als er die Briefe gelesen hatte. Ein Etwas, das wir Gewissen zu nennen pflegen, sagte ihm, er hätte Jakobinen nicht so bald vergessen oder ihr wenigstens, doch nicht untreu werden sollen. Denn er hatte, unter uns gesagt, jezuweilen vertrauten Umgang mit einigen hiesigen Schönen gepflogen. Einigermaasen war ihm das wohl zu verzeihen, wofern er anders in den Grenzen der Tugend und Sittlichkeit geblieben ist; denn einmal hörte er nie etwas von Jakobinen, und dann gehörte sie auch für ihn unter die verbotnen Früchte. Aber man weiß schon, wie es mit jungen Leuten auf Akademieen herzugehen pflegt, und ich mag es nicht wagen, seine Unschuld in Schuz zu nehmen. Uebrigens hätte er auch wegen

seiner

seiner gebrochnen Treue nicht erst so gar schwürig seyn dürfen. Denn auch Jakobine war im Taumel der großen Welt ein wenig fortgerissen worden, und hatte wenigstens den jungen Zeidelbär so ziemlich vergessen, wie wir bald ausführlich vernehmen werden. Zwar versichert mich eine ihrer Freundinnen, die in Breslau oft mit ihr umging, daß sie nie ausschweifend gelebt hätte, und sie wollte tausend gegen eins wetten, Jakobine habe ihre Unschuld gegen männiglich tapfer behauptet. Auch kann ich dies gern glauben, da Jakobinens Herz von Natur gut und für die Tugend voll Ehrfurcht war, auch es übrigens zu meinem Plane nicht weiter gehört, die Grade ihrer Schuld oder Unschuld aus dieser für die gegenseitigen Verhältnisse meines Paares gänzlich verlornen Epoche zu untersuchen.

So viel aber dient zu wissen, daß die alte Liebe nach Lesung der erwähnten Briefe in Philipps Busen wieder erwachte. Er sezte sich sogleich hin, und schrieb an Jakobinen, meldete ihr, wie es mit den Briefen zugegan-

gen, versprach, innerhalb 4 Wochen nach Breslau zu kommen, und addreßirte sein Schreiben, Jakobinens in ihrem zweyten Briefe gegebenen Anweisung zufolge, an den redlichen Juden, von dem ihn auch das Mädchen richtig erhielt, und zwar noch unter der Addresse: Therese Rosenblatt, die indessen nun schon lange nicht mehr nöthig gewesen wäre, denn Jakobine hatte schon beym Antritt ihres zweyten Dienstes ihren rechten Namen wieder angenommen. Sodann schrieb er an seinen Vater, bat um Erlaubniß zu einer Reise nach Wittenberg und Berlin, und zugleich um etwas Geld dazu. Der Alte entzückt über die schönen Attestate, die Philipp von Zeit zu Zeit von seinen Professoren eingesendet hatte, vermochts ihm nicht abzuschlagen. Erlaubniß und 6 Dukaten kamen, wiewohl mit großem Gepinsel von Unvermögen, nach 14 Tagen an. Philipp machte sogleich Anstalt zur Reise, und kam nach einer 6 tägigen Reise über Leipzig, Oschaz, Großenhayn, Kamenz, Görliz, Bunzlau, Lieganiz und Neumark mit der Post nach Breslau.

Jakobine war durch Philipps Brief nicht sowohl in Freude, als vielmehr in große Verlegenheit gesezt worden. Doch hatte sie nicht das Herz, ihm seine Herreise zu widerrathen. Auch ihr sagte das liebe Gewissen ein Wörtchen. Ueberdies stand sie mit ihrem Herrn in einem so wunderlichen Verhältnisse, daß sie selbst nicht wußte, ob sie Philipps Ankunft jezt erwünscht oder nicht finden sollte. Dieser für Weibesliebe allzuempfängliche Mann hatte auf Jakobinen gleich anfänglich ein Auge geworfen. Er ließ einige Monate verstreichen, eh er sich blos gab. Seiner eifersüchtigen Frau war es indessen doch nicht entgangen, daß er das Mädchen gern leiden mochte, obschon diese noch nicht das Mindeste davon gemerkt hatte. Sie grämte sich darüber, ward mürrisch, und entfernte den Mann dadurch natürlich immer mehr von sich. Er ward mit jedem Tage gefühlvoller für Jakobinen. Er fing an, es ihr merken zu lassen, unterhielt sich länger mit ihr als zuvor, knipp sie in die Wangen, sagte ihr Artigkeiten, und was dergleichen Pößchen mehr sind, wenn man

entweder wirklich verliebt ist, oder doch auf Eroberungen auszeht. Jakobine benahm sich dabey zweydeutig. Sie gab nichts und nahm nichts. Ihr Betragen war aber auch nicht so, daß es den Herrn zurükgeschrekt hätte. Das gieng jedoch alles nicht schnell hinter einander, denn der Herr Rath war ein gesezter Mann, der seine gute Sache durch Uebereilung nicht gern verlieren wollte. Sichrer kommt man freylich durch einen festen Plan zum Zwek. Nur daß bey solcher Langsamkeit und Ueberlegung die meisten Mädchen, ehe man sichs versieht, in einem andern Garne gefangen sind. Uebrigens that der Herr Rath doch daran groß Unrecht, daß er seiner Frau untreu wurde, ob sie schon seine ungetheilte Liebe nicht ganz zu verdienen schien. Seelengröße, die nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, adelt den Mann, und man glaube ja nicht, daß ich ihm seine Thorheit vor gut spreche, wenn ich ihn gleich, aus angebohrner Menschenliebe, und aus genauer Bekanntschaft mit der Gewalt der Leidenschaften über die armen Erdbewohner, einigermaßen entschuldigen

muß.

muß. Ich erzähle blos, und folge dem Gange der Geschichte als Biograph, nicht als Richter.

Die Frau Räthin grämte sich mit jedem Tage mehr. Sie ward bleich, hager, alt. Grau ward ihr Haar für Verdruß. Ihren Wangen war das Lächeln fremd geworden. Sonder Erquikung war ihr Schlaf, bitter die Delikatessen ihrer Tafel, öde für sie die schöne Natur. Sie sah Jakobinen mit Verdruß, und hatte doch nicht das Herz, ihr den Dienst aufzusagen, theils weil sie der fleißigen, reinlichen, überall zuvorkommenden Wirthschafterin nichts vorzuwerfen hatte, theils weil sie fürchtete, ihr Mann möchte sich dieser Verabschiedung widersezen, und dadurch ihren Verdruß unendlich erhöhen. Alles andre Böse, das einst, Pandore, aus Deiner Büchse kam, ist zusammengenommen nichts gegen die tödliche Leidenschaft Eifersucht. O wie schreklich zerrüttet sie die vortreflichste Seele, und wie tief erniedrigt sie das edelste, sanfteste Herz! Nicht genug, daß Menschen, besonders Weiber, die diesem Gefühl vom Schiksal Preiß

gegeben sind, ungerecht gegen alle andre ihres Geschlechts sind, nicht genug, daß sie in jeder freundlichen Miene schädliche Wollust, in jedem feurigen Blik Geschlechts-Lust, in jeder Theilnahme an Vergnügen Verlezung der ehelichen Treue, und in jedem oft schuldlosen Kuße unleugbaren Ehebruch sahen. Sie vergiften auch die reinste Unschuld durch ihren unaufhörlichen Verdacht. Das Mißtrauen wird ihr zu Gewohnheit. Sie plagen ihre Gatten oder Gattinnen mit ihrem Verdacht gleich den Furien, werden mit ihrer Liebe, die jenen wohl eher in einen Kefricht einsperren möchte, ihnen zur Last. Sich selbst und ihnen rauben sie schlechterdings alle irrdische Freuden, und werden endlich sogar ganz fühllos gegen die Freude und sie zu genüßen unfähig. Ein trauriges Beyspiel hievon gab Jakobinens Gebieterin. Sie verfolgte ihren Mann mit Eifersucht, als er ihr noch völlig treu war. Sie selbst machte ihn untreu, indem sie ihm ein Vergehen vorwarf, an das er noch nicht gedacht hatte, und das durch ihre Beschuldigungen erst in seinem Herzen einen Plaz gewann. Er verließ

ließ die Frau, die ihn keines freundlichen Bliks mehr würdigte, nicht ganz; aber er liebte sie nicht mehr. Sie selbst hatte ihn von sich entfernt. Ein Schritt folgt auf den andern. Er ward wirklich untreu. Sie merkte es, und ihr Betragen ward bitterer, mürrischer. Er entfernte sich noch mehr, und ihr Unwille wuchs in eben dem Grade. Jakobine und ihr Mann waren beyde ihr tägliches Aergerniß, und doch liebte sie beyde, ward von beyden geschäzt, und wäre auch sicher von Beyden geliebt worden, hätte sie mit weiblicher Sanftheit den Mann zu seinen Pflichten zurükgeführt. Wahrscheinlich hätte denn auch Jakobine, gerührt von ihrer Seelengröße, ihrem Herrn weniger Gehör gegeben.

12.

So standen die Sachen, als Philipp nach Breslau kam. Sein erster Gang war zu dem Juden, der ihn wohl aufnahm, und Jakobinen sogleich Nachricht davon gab. Aber anstatt daß Jakobine noch vor einem Jahre hierüber in Entzüken gerathen wäre,

kam sie jezt in Verlegenheit, und ließ Philipp einen ganzen Tag auf sich warten. Sie fand es bedenklich, ihn in ihre Wohnung kommen zu lassen. Sie versprach demnach zu ihm zu kommen, so bald es ihre wirthschaftlichen Pflichten erlaubten. Dem jungen Herrn ward die Zeit nicht wenig lang, und ein Glük für ihn, daß er den Umgang mit Juden schon von Halle her gewohnt war. Endlich erschien die Herzensköniginn, die ihm zu Liebe aus dem Fenster ihres väterlichen Hauses in der Mitternacht herabstieg, und der zu Liebe er vier Wochen im Thurm schmachtete. Kahl und albern war ihr gegenseitiger Empfang. Jakobine entschuldigte sich, daß sie nicht noch gestern Abend gekommen, weil es ihr Dienst unmöglich erlaubt hätte. Philipp bat um Verzeihung, daß er sie in Verlegenheit sezte. Sie sahen einander nicht anders als mit flüchtigem Blik an. Das Thermometer blieb bis zum Auseinandergehn, das nach einer Stunde erfolgte, unterm Frostpunkte stehen. Es ward festgesezt, sich morgen hier wieder zu sehen.

Als

Als Jakobine fort war, begann in Philipps Herzen ein stummer Monolog, den ich seiner natürlichen Trokenheit wegen meinen Lesern nicht auftischen möchte, wenn er auch hörbar gewesen wäre. Das Resultat davon war Murren und Verdruß über die Metamorphose, Gemeinpläze über die Veränderlichkeit der Mädchen, Reue, hieher gereist zu seyn, und sich um Ruhe und Geld gebracht zu haben. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seinen Verdruß ganz zu verbergen. Er klagte über Jakobinens Kälte gegen seinen Wirth, der indessen für seine Klagen wenig Gefühl hatte, weil er alt war. Theilnehmender war seine Tochter, die ohnehin schon seit einiger Zeit große Veränderung an Jakobinen bemerkt hatte. Sie fand sie stolz und eitel. Eigenschaften, die Jakobine vormals nie besaß, und die ohnstreitig nur von der Vertraulichkeit mit ihrem Herrn herrührten.

Am folgenden Tage kam Jakobine wieder. Der Thermometer war ein wenig gestiegen. Vielleicht hatte die Herzenskönigin vergangene Nacht nicht geschlafen und an

die vormaligen Zeiten sich erinnert. Aber was halfs dem guten Philipp? Sie konnte nicht lange hier bleiben, weil zu Hause Gesellschaft erwartet wurde. Einmal hatte sie den festen Entschluß gefaßt, den jungen Mann nicht zu sich kommen und ihrer Herrschaft nicht bekannt werden zu lassen, denn sie befürchtete, wohl nicht mit Unrecht, daraus allerley Unheil. Also hatte Philipp wenig Aussicht, den alten Faden der Vertraulichkeit mit ihr wieder anzuspinnen. Uebrigens war seine Herreise auch noch in einer andern Rücksicht mit Nachwehen verbunden. Er hatte, wie man im Sprichworte sagt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er Jakobinen immer mit Gewißheit in Breslau vermuthete, weil sie vor zwey Jahren von dort aus geschrieben hatte, welches ihm doch leicht hätte fehl gehen können, so hatte er sich auch so schlecht mit Gelde versehen, daß die vom Vater gesandten sechs Dukaten, und das etwa eben so viel betragende Darlehn eines Freundes nun nach vollbrachter Reise von mehr als vierzig Meilen ziemlich

auf

auf die Neige gieng. Von seinem Wirthe konnte er nicht viel hoffen; denn da dieser sah, daß Jakobine wenig aus dem fremden Herrn, der ihr Liebhaber zu seyn vorgegeben hatte, machte, so ward er ziemlich kaltsinnig gegen ihn, und würde ihm wahrscheinlich die Fortdauer des Quartiers aufgekündigt haben, hätte nicht die Tochter dem liebenswürdigen Fremdling die Stange gehalten.

Es vergiengen einige Tage, und Jakobine ließ sich nicht sehen. Endlich kam sie an einem Morgen, und erzählte hastig, daß ihre Frau gestorben sey. Sie hätte nur zwey Tage krank gelegen, und da habe sie nicht von ihr gedurft, indem sie zulezt noch sehr liebevoll gegen sie gewesen sey, und ihr allen angethanen Verdruß abgebeten habe. Es herrschte eine gewisse Fröhlichkeit auf Jakobinens Gesicht, die Philipp unerklärbar war. Er nahm sich die Freyheit, das Mädchen deswegen zu fragen. Sie ward roth, sie wollte sich entschuldigen, und verrieth dadurch nur noch mehr, daß dahinter irgend ein Geheimniß steke. Auch ward sie von

dem Augenblik an unruhig, und entfernte sich schnell, unterm Vorwande häufiger Geschäfte, und ohne das Versprechen wieder zu kommen. — Philipp war äuserst betroffen. Er faßte nun den festen Entschluß, worüber er schon einige Tage gebrütet hatte, Jakobinen ganz zu verlassen, und sich weiter nicht um sie zu bekümmern. Noch fester ward dieser Vorsaz, als die etwas geschwäzige Jüdin ihm das Geheimniß enträthselte, und ihm ihren Verdacht mittheilte, vermöge welchen es ihr schien, als ob Jakobine mit ihrem Herrn im Einverständniß sey, und beym Tode seiner Gemahlin wohl gar Frau Räthin zu werden hoffen möchte. Das ließ sich hören. Die Galle trat Philipp in den Magen. Er beschloß rasch Breslau sogleich zu verlassen, und ohne Abschied von dem treulosen Mädchen abzureisen. Ihr zeitheriges Betragen rechtfertigte seinen schnellen Entschluß. Da Jakobine am folgenden Tage sich wieder nicht einfand, so nahm er noch denselben Nachmittag von seinem Wirth Abschied, der ihn in Frieden von dannen ziehen ließ. Er schüttelte den Staub

von

von seinen Füßen, und verließ Breslau, das er in den paar Tagen kaum dem äusern Ansehen nach kennen gelernt hatte, mit Unmuth und leerem Beutel.

Es darf demnach wohl nicht erst erwähnt werden, daß er die Reise zu Fuße antrat. Ein Dukaten und eine Rolle preußische Sechser waren sein ganzes Vermögen. Für einen Handwerkspurschen ist das viel Geld, denn der bekommt hie und in den Städten neuen Zuwachs. Aber wir Gelehrten haben unter uns keine solche Gebräuche eingeführt, ob sie gleich sehr heilsam sind. Freylich würden sie auch manchen Taugenichts und Müssiggänger mehr machen. Aber sie würden auch gewiß manchen ofnen Kopf anfeuern, Länder und Völker kennen zu lernen, und seinen Nebenmenschen durch nüzliche Bemerkungen zu bereichern. Philipp legte diesen Tag noch zwey Meilen zurük. Wenn man etwas im Kopfe hat, da läuft man in tiefen Gedanken fort, und sieht in kurzer Zeit große Streken hinterm Rüken. Er nahm sich vor, in dem nächsten Dorfe zu übernachten,

als es anfieng dunkel zu werden. Im Wirthshause wollte man ihn Anfangs nicht beherbergen, vermuthlich weil er zu Fuße kam. Dieser Umstand, nehmlich, daß die Gastwirthe den zu Fuße Reisenden entweder nicht recht trauen, oder nicht für voll ansehen, ist das Unangenehmste bey dieser Art zu reisen. Wäre dies nicht, so würde ich sie allen andern vorziehen. Denn wer gesund und bey Kräften ist, der wird sicher an Freyheit in der Beobachtung unendlich gewinnen, wenn er zu Fuße reiset. Der Wirth legte unserm Reisenden verschiedne Fragen vor, die diesen verdrossen. Schon war er im Begrif weiter zu gehen, als eine bekannte Stimme aus dem Fenster schrie: je Zeidelbär, wo kommst denn du hieher? Zugleich kam ein bekannter Hallenser herausgelaufen, und umarmte unsern Philipp. Der Wirth ward nun sogleich höflich, bat den Fremden hereinzukommen, und Philipp besann sich nun, daß der Freund ein Sohn eines Geistlichen aus hiesiger Gegend sey, der ohnlängst von der Akademie abgegangen war. Der Zufall war Philipp

erwünscht. Der junge Kandidat nahm ihn mit sich zu seinem Vater, etwa noch eine Stunde von dem Dorfe, wo sie jezt waren. Hier blieb er zwey Nächte und einen Tag. Er genoß tausend Höflichkeiten, und, was das beste war, die Tochter vom Hause war ein artiges flinkes Mädchen, zur Freude geschaffen, gesellig, und mochte die Männer gern leiden, ohne sich ihnen aufzudringen.

13.

Die Sonne vergoldete die Grenze des Himmels majestätisch, als Philipp, von seinem akademischen Freunde und dessen liebenswürdigen Schwester begleitet, den wohlthätigen Aufenthalt verließ. Ueberall fand er fleißige Leute im Felde; auf den Teichen zappelten Heerden von Enten mit großem Getöse, und der Tauber girrte im halben Zirkel um seine Gattin her. Muntre Heerden brüllten auf der Weide, unterbrochen vom Gemekker der Ziegen und dem einfältigen Blöken der Schaafe. Bunte Blümchen schufen den schönsten Teppich der Natur auf fetten Wiesen, glänzend vom Thau und lieb-

lich durch ihren Aushauch. Fernher wälzte sich ein schäumendes Wässerchen zwischen Erlen und Weiden durch sumpfigte Felder. Nichts fehlte, als ein majestätisches Gebirge, um die Landschaft mahlerisch und entzükend zu machen. Aber mehr noch als dies fehlte unsrem Wandrer zum Gefühl für diese Schönheiten innre Ruhe. Nur unterbrochen hatte der trauliche Aufenthalt bey seinem Freunde seinen Kummer, nicht verscheucht. Er kehrte mit ganzer Gewalt zurük. Der reizende Friede der Natur stimmte ihn nur noch mehr zur Trauer, und machte sein Herz weichmüthig, das zuvor beym Zorne sich besser befand. Erhizt und vertieft in seine Entwürfe ward er es erst um zwey Uhr Nachmittags inne, daß es Essenzeit sey. Er fragte im nächsten Dorfe darum an, ward ländlich bedient, und erfuhr hier, daß er heute bereits vier Meilen zurükgelegt habe. Er fühlte wirklich Ermüdung. Man bezeigte sich im Wirthshause sorgfältig, und bot ihm gutes Nachtquartier an. Er entschloß sich, hier zu bleiben, denn Haus und Geräthe waren reinlich. Der Nachmittag verstrich

lang-

langweilig. Philipp besah die Gegend, die nachgerade schöner zu werden anfing, je mehr er sich den zur linken Hand liegenden schlesischen Gebirgen näherte. Gegen Abend begann es in der Schenke lebhaft zu werden. Es war Bierabend, den ein Brautpaar ausrichtete. Die jungen Kerls im Dorfe versammelten sich in großen Haufen. Die Mädchen kamen in Reihen, gleich Enten ihnen nachgezogen. Es ward viel getanzt, und der Abend ließ sich lustig an.

Unter den gegenwärtigen Personen befanden sich ein paar Herren, die halb militärisch gekleidet waren. Philipp würde sie für Studenten gehalten haben, wenn in der Nähe eine Universität gewesen wäre. Sie saßen für sich an einem Tische, und niemand wollte sich ihnen nähern, ob sie schon sehr artig sich betrugen, und thaten, als ob sie hier zu Hause wären. Philipp merkte hieraus, daß es wohl Werber seyn möchten. Ein Gedanke von Furcht stieg in seinem Herzen auf. Er dachte schon darauf hier nicht zu übernachten. Doch, da der Wirth ein offe-

ner Mann zu seyn schien, so beschloß er, diesen vorher um die beyden Herren zu befragen. Der Wirth versicherte ihm, daß es keine Werber wären. Es wären verabschiedete Officiere, deren Eltern in der Nachbarschaft Güter hätten, und die ein wenig loker lebten. Philipp ließ nun alle Furcht fahren. Er gesellte sich zu den fremden Herren, weil er sich natürlich bey ihnen mehr Unterhaltung versprach, als bey den Bauern. Die Fremden betrugen sich anfangs frostig. Es schien darauf angelegt zu seyn, daß der Student ihnen die Hand bieten sollte. Nur nach und nach näherten sie sich ihm. Sie gewannen dadurch in der That sein Zutrauen, und er bedachte sich nicht, einige Bouteillen Ungerwein mit ihnen auszuleeren, den er ohnehin sehr liebte. Kaum merkten dies die saubern Herren — denn sie waren wirklich Werber, die mit dem Wirth unter einer Deke stekten — als sie mehr Wein geben ließen, und dem jungen Herrn tapfer zutranken. Denen, die es vielleicht unwahrscheinlich finden möchten, daß man in einer Dorfschenke Ungerwein gefunden habe, dient

zur Nachricht, daß in Schlesien hier und da, auch auf dem Lande, ein leichter nicht alter Ungerwein in den Kretzschmern geschenkt wird. Indessen gelang die Absicht in so weit nicht ganz, da Philipp eine tüchtige Portion vertragen konnte. Zwar fühlte er die Wirkung des geistigen Getränks. Aber er war nicht so betäubt davon, daß er das absichtliche Bestreben der beyden Herren, ihn sinnlos zu machen, nicht zu merken angefangen und eben daraus ihren wahren Charakter erkannt hätte. Er ließ sich nichts merken, ging hinaus und suchte durch die Hinterthür zu entkommen. Aber der Wirth folgte ihm auf dem Fuße, und wies ihm oben ein Apartement an, weil er Abends die Hinterthür niemals aufmache. Philipp ward verdrüßlich. Er fragte nach seiner Zeche, und wollte aufbrechen. Der Wirth sagte, er müßte wohl seinen Verstand versoffen haben, weil er jezt fort wolle, da die Nacht vor der Thüre sey, und er bis zum nächsten Dorfe eine große Streke habe. Philipp bestand auf seinem Vorsaze. Jezt warfen die fremden Herren ihre Maske ab.

Einer sezte ihm seinen Hut auf, und der andere zeigte ihm ein Beutelchen mit preußischen Drittelstüken, das er ihm Handgeld geben wolle, wenn er sich entschlösse, Soldat zu werden. Philipp wollte sich loswinden. Umsonst! Man band ihm Hände und Füße, gab vor er sey betrunken, und erklärte sein Toben für Exzeß. Er ward in eine finstre Kammer geworfen, und seinem Gram überlassen. In einer Weile sah man wieder nach ihm, und als er sich noch immer weigerte, so zeigten sich die zuvor so freundlichen Herren als wahre Barbaren. Sie gaben ihm nicht nur die ganze Nacht keinen Tropfen Wasser, welches für ihn auf das viele Weintrinken etwas Grausames war, sondern sie ließen ihn auch in der Kammer liegen, wo Mäuse, Razen, Wanzen und Flöhe sich um die Wette beeiferten, ihn zu quälen.

So brachte der arme geplagte Jüngling seine Nacht hin, indes Jakobine vielleicht Liebeserklärungen von ihrem Herrn annahm, oder wenigstens glänzende Aussichten von Rang und Vermögen träumte. Tausend-

mal

mal bereute er seine Leichtgläubigkeit. Verzweiflung verleitete ihn zu dem Entschluß, Kriegsdienste anzunehmen, wozu Jakobinens Untreue wohl nicht wenig beytragen mochte. Als der Morgen dämmerte, schlug Philipp mit Fäusten an die Thüre, nachdem er die Nacht über schon etwas leiser aber ungehört gepocht hatte. Der Wirth erschien, und fragte was er wolle?

Philipp. Soldat werden, um dir Schurken dereinst desto besser den Lohn für deine Niederträchtigkeit geben zu können. Der Wirth brauste auf. Er riß die Thüre auf, und wollte mit einem dahängenden Windeseil auf den armen Rekruten losprügeln, als der eine von den saubern Herrn, ein Unteroffizier, eben herbey kam, und ihm in den Arm fiel. Er überhäufte Philippen mit Liebkosungen, fragte ob er seinen Rausch ausgeschlafen, und ob er auch sein gegebenes Wort noch halten, und Soldat werden wolle? Versprochen hatte nun wohl Philipp noch nichts. Doch traute er sich selbst nicht recht, weil er gleichwohl eine Art von Rausch gehabt hatte. Erwähnte sogar, gegebenes

Wort und Widerruf desselben habe ihm vielleicht die traurige Nacht zugezogen; daher legte er sich aufs Bitten, und versicherte, daß er nicht Soldat werden könne. Sogleich nahm man die vorige Härte wieder an, und der Wirth erhielt Erlaubniß, sich wegen des Schurken zu rächen. Philipp sagte nun augenbliklich wieder, er wolle Soldat werden. Nun hatte der Werber was er haben wollte; denn daß er dies gegen den Wirth schon geäusert, wußte der Unteroffizier noch nicht. Er lief sogleich, und holte den Offizier, der gute und böse Engel zum Zeugen rief, daß Philipp schon gestern Abend Soldat gewesen sey, und seinen Hut getragen habe; das ganze Dorf könne es bezeugen. Er begegnete ihm sehr liebreich, und gab ihm sechs Dukaten Handgeld. Stumm wie ein Lamm ließ sich Philipp von nun an alles gefallen. Seine Fantasie beschäftigte sich nun mehr als jemals mit Jakobinens Untreue, die ihm dies Elend zugezogen hatte. Voll Verzweiflung achtete er kaum auf das, was um ihn her vorgieng.

Die

Die Werber machten sogleich Anstalt, ihn zu transportiren. Sie ließen drey Pferde vorführen, und ritten, den armen Philipp in der Mitte, von dannen. Unmöglich wars, ihnen zu entwischen, denn die Werber hatten leichte Reitpferde, Philipp aber einen alten, schweren und stolpernden Akerklepper, der ihm alle Eingeweide hinauszuschütteln drohte. Nach einem Wege von etlichen Meilen ward vor einem Wirthshause gehalten, und abgestiegen. Als sie in die Schenkstube kamen, fand Philipp andre Rekruten, und etliche Werber dabey, die zu jenen gehörten, und mit dem Transport voraus gereist waren. Seine Freyheitsdiebe sprachen leise mit den hier hausenden Werbern, und entfernten sich schnell. Philipp bekam sie nicht wieder zu sehen. Er mußte hier von seinem empfangenen Handgelde zehren. Die Nacht bekam er nebst seinen neuen Kameraden eine Streu in der Schenkstube, und die zwey Werber legten sich mit darauf, an jedem Ende der Streu einer, beyde mit bloßem Degen und geladenem Pistol, welches den Rekruten, die alle auserhalb Schle-

sien gewaltsam angeworben waren, zu verstehn gegeben wurde. Ermüdet schliefen alle fest ein. Die große Vorsicht war diesmal unnöthig. Als der Morgen graute, wurden sie gewekt, und ohne ihnen vorher ein Frühstük zu vergönnen, alle sechs, denn so viel waren ihrer, auf einen Korbwagen gesezt, indes die beyden Werber mit bloßem Degen neben ihnen herritten. Der Zug gieng flüchtig, denn sie hatten beständig vier Pferde vorgespannt. Keiner wußte, wo die Reise zugieng. Keiner wagte es auch den andern zu fragen, denn ihre Aufseher hatten sie alle in große Furcht gesezt. Die Rekruten waren Menschen aus allen Ständen, Gelehrte, Handwerker, Kaufmannsdiener und Wendische Bauerntölpel. Einer roch nach Tabak, indes ein andrer Lavendelwasser um sich her duftete, ein dritter durch Juchtengeruch seinen Stand ankündigte, und ein vierter sich nach Bauernsitte ohne Schnupftuch schneuzte. In den Wirthshäusern waren ihre Bedürfnisse sehr verschieden. Die Wenden kamen natürlich hier am besten weg, denn ihre Bedürfnisse waren

klein-

kleinzählig. Allen wurde die Zeit jämmerlich lang. Wäre das entzükende Joujou de Normandie schon erfunden gewesen, dieser König aller Spiele hätte ihre schlimme Lage ungemein versüßen können. Was Prinzen von Geblüte zur Zeit einer schimpflichen Flucht belustiget, in Exaltation versezt, das wird doch armen Rekruten wenigstens angenehmen Zeitvertreib gewähren.

Nach einigen Tagereisen kam es unserm Philipp vor, als ob er sich auf einem bekannten Boden befände. Sie fuhren noch ein paar Stunden, und er unterschied deutlich die Langenwaldauer Thurmspize. Sie kamen näher und näher, und es entwikelte sich ein Gegenstand nach dem andern. Auch das Pfarrbüschchen und die Wiedemuth erschien. Jezt erwachten unbeschreibliche Regungen in des Jünglings Busen. Nun gerettet, oder niemals, dachte er. Als man nahe beym Pfarrhofe war, schüzte Philipp Nothdurft vor, und bat, sich eines hier innerhalb des Hofes, jedoch gleich beym Thorwege stehenden Abtritts bedienen zu dürfen. Das ward

ihm

ihm ohne Umstände zugestanden. Er ging hinein, und ein Werber postirte sich an das Thor. Ohne Bedenken kroch der Gefangene nun durch die Brille, denn hinterwärts waren unten die Breter los, und der Abtritt stieß hart an die Scheune. Von hier kroch er durch einen schmalen Luftzug in die Scheune, und aus der Scheune in den Stall. Eben wurde hier gemolken. Die Mägde schrien, und riefen die Frau Magisterin herbey. Sie kam. Philipp wäre ihr gern zu Füßen gefallen, wenn es nicht so schmuzig gewesen wäre. Er bat sie mit Thränen, ihn zu verbergen, indem er preußischen Werbern entsprungen wäre. Seine Kokarde bestätigte dies Vorgeben. Ohne auf die alten Feindseligkeiten Rüksicht zu nehmen, hieß sie ihn in einem angebrachten Verschlage ins Heu kriechen. Er kroch, und die Pfarrfrau warf die Thüre zu, und befahl den Mägden, ruhig fortzumelken.

Mittlerweile fluchte der außen haltende Werber von allen Teufeln, daß der Rekrut nimmermehr fertig würde. Verwundert, keine einzige Antwort zu bekommen, stieg er

ab,

ab, rüttelte an der Thüre, vernahm noch keinen Laut, gukte durch die Spalte, und fand das Nest leer. Ohne Verzug lief er in das Pfarrhaus, und fing einen gewaltigen Lerm an. Er drohte mit Feuer und Schwerdt den Rekruten herauszugeben, oder wenigstens die strengste Untersuchung nicht zu verweigern. Magensaft verstand keinen Spaß. Er sagte dem Werber mit ziemlicher Stimme die Wahrheit, doch verweigerte er die Nachsuchung nicht. Man fing im Hause an; der Werber verlangte Beystand. Aber die Pfarrfrau sagte schnippisch, sie brauche ihre Leute selbst. Der andre Werber mußte bey den übrigen Rekruten bleiben, und so war dieser gezwungen, allein zu suchen, außer daß man immer seitwärts ein wachsames Auge auf ihn hatte. Mittlerweile hatte auch die Frau Magisterin dem Herrn gesagt, daß der Entsprungne Philipp sey. Er entrüstete sich, und wollte den Schurken (sein kernigter Ausdruk) ausliefern. Zum Glük hatte Philipp, als er die Frau um Schuz bat, zugleich in der Angst mit einfließen lassen, er bringe gute Nachrichten von ihrer Tochter.

Dies

Dies erweichte das Herz des Alten. Er beschloß, dem Auftritt sogleich ein Ende zu machen, erhob seine Stimme und donnerte den Werber mit solchen Grobheiten an, daß dieser entrüstet nach dem Pfarrherrn schlagen wollte. Im Augenblik sprang der nicht weit davon stehende Pferdeknecht mit einem zerbrochnen Deichselstüke herbey, der Pfarr nahm eine Spießgerte, und so lachte man des blossen Degens des Werbers, den man ihn in kurzem aus der Hand schlug. Das Pistol hatte er nicht bey sich, und so war er genöthigt, Reißaus zu nehmen, und sich auf sein Pferd zu schwingen, auch schnell vorwärts fahren zu lassen, weil er versichert seyn konnte, daß die übrigen fünf Rekruten augenbliklich der Gegenpartei beytreten würden, sobald sie nur das Mindeste davon merkten, daß zwey so starke Rolande den vermißten Rekruten in Schuz genommen hätten. Der Transport entfernte sich folglich mit großer Eile, und Philipp war gerettet.

14.

Indes wäre der arme Schelm in seinem Heue fast erstikt. Als die Werber weit genug

nug weg waren, lief die Frau Magisterin, und erlöste den Gefangenen. Er dankte ihr mit Thränen in den Augen, und wollte nun zu seinem Vater gehen, weil er vor Magensaft zitterte. Aber die Pfarrfrau sprach ihm Muth ein, und erinnerte ihn an sein Versprechen. Philipp hätte gern sein Wort zurükgenommen, denn obschon Jakobine so treulos an ihm gehandelt hatte, so liebte er sie doch noch zu sehr, um sie gern zu verrathen. Gleichwohl war hier keine Ausflucht möglich. Und Undank war ohnehin nicht auch Philipps Fehler. Während er noch überlegte, waren sie an des Alten Stube gekommen. Philipp trat glühend und demüthig herein. Magensaft hieng die Lippe, und wollte schon zu schmälen anfangen. Aber Philipp kam ihm zuvor. Ohne wegen der vormaligen Auftritte erst lange um Vergebung zu bitten, welches hier ganz zweklos gewesen wäre, beschäftigte er lieber die gespannte Neugierde, und stieß geschwind heraus, daß sich Jakobine in Breslau in guten Händen befinde, und vielleicht bald die Frau eines vornehmen reichen Herrn werden wür-

würde. Magensaft spizte gewaltig die Ohren. Sie war in guten Händen — sie hatte glänzende Aussichten — und, was das beste war, sie hing nicht mehr an Philipp, denn sonst wäre dieser nicht hier, oder hätte wenigstens nicht gleichgültig erzählt, daß sie bald einen Andern heirathen werde. Die Frau Magisterin schwebte in Entzüken. Also mußte der gehaßte Schul-Philipp noch ein Friedensbote werden! Man gab ihm auf alle Art Beweise der Zufriedenheit, und Magensaft beehrte ihn sogar mit der Erlaubniß, in seiner Gesellschaft Tabak rauchen zu dürfen. Weil er auch den Werbern noch nicht recht traute, so gieng er diesen ganzen Tag nicht aus. Der Schulmeister, der mit dem Pfarrer seit jenen Auftritten keine Freundschaft mehr hielt, erkundigte sich nicht erst genau nach dem Vorfall auf der Pfarre, wovon man sich durchs ganze Dorf mit sehr widersprechenden Nachrichten trug, und so blieb Philipp diese Nacht wo er war. Man erzeigte ihm die Ehre, ihn in Jakobinens Kammer, in ihrem Bette sogar, schlafen zu lassen. Sehr romantisch, aber wahr! Thränen

nen traten in Philipps Augen, als er sich niedergelegt hatte und sein Blik beym schwachen Mondschimmer an dem Fenster hängen blieb, durch das Jakobine zur Flucht herabgestiegen war. Ihm zu Liebe wagte sie diesen Schritt. Aber eben dieser Beweis der Zärtlichkeit ward die Quelle seiner großen Leiden.

Am folgenden Morgen sehnte sich Philipp, seine Eltern zu sehen. Er hatte den Abend vorher von den übrigen Umständen, die zu Jakobinens Entdekung gehören, dem Alten zwar nicht reinen Wein eingeschenkt. Doch ergab sich daraus, daß er sie in Breslau gesehen, also persönlich dort gewesen war. Gleichwohl sollte dies sein Vater nicht wissen, der ihn in Berlin glaubte. Er war in Verlegenheit, entdekte sich der Mutter. Sie traf einen Mittelweg. Der alte Zeidelbär ward geholt. Er kam, und vor Freuden, seinen Sohn so unerwartet zu umarmen, noch mehr, ihn gern gesehn in einem Hause zu finden, wo man ihn noch vor kurzem tödlich gehaßt hatte, dachte er kaum

daran, auf ihn zu zürnen. Er weinte Thränen des Danks, als er erfuhr, daß Philipp der entsprungne und vom Herrn Magister gerettete Rekrute sey. Im Taumel der Freude küßte er den Pastor die Hand, der das auch mit der Würde eines geistlichen Monarchen annahm. Indes hatte eine Magd auch die Frau Schulmeisterin herbey gerufen. Nun ward viel geweint, viel Unsinn geschwazt. Es löste sich ein Räthsel nach dem andern. An einen Verweis, daß Philipp den Vater belogen hatte, und statt nach Berlin nach Breslau gereist war, war gar nicht erst zu denken. Die Zusammenkunft dauerte über eine Stunde, und endigte sich mit allgemeiner Versöhnung. Dieser Tag deuchte der Frau Schulmeisterin einer der glüklichsten ihres Lebens. Sie hieng sich an den Arm ihres Sohns, und alle drey giengen traulich auf die Schule.

Die folgende Nacht träumte Philipp, als wäre er wieder in Breslau, und als drohte ihm Jakobine mit dem Finger, daß er sie verrathen hatte. Sicher rührte der Traum von den Vorwürfen her, die er sich

den

den vorigen Abend gemacht hatte. Gleichwohl hatte er im ganzen Ernst daran nicht tadelhaft gehandelt. Er rettete dadurch nicht nur seine sonst vielleicht auf ewig verlohrne Freyheit, sondern er schadete auch Jakobinen durch diese Verrätherey im mindesten nicht, da sie ihn einmal nicht mehr achtete. Ward sie die Gattin des Raths, so hätte sie doch sicher ihren Aufenthalt über kurz oder lang von selbst entdeckt. Ward sie es nicht und ließ sie sich vielleicht bereden, blos als Maitresse bei ihm zu bleiben, so rettete Philipp sie durch seine Entdekung von dieser Schmach, indem er die Eltern in den Stand sezte, sie mit List oder Gewalt zurück zu bringen. Dennoch fühlte Philipp diejenige innere Unannehmlichkeit, die man Gewissensvorwurf nennt. Was ist also Gewissen? Ich sehe es ungern, wenn man diesem sogenannten innern Richter zu Folge über gut und böse aburtheilen will, weil mir so viele Beyspiele bekannt sind, daß unzählige Menschen entweder aus zu vieler natürlichen Empfindlichkeit oder aus irgend einer obwaltenden Leidenschaft, über Handlungen sich Gewissen ma-

chen, die oft nicht einmal zweydeutig, vielmehr entscheidend gut waren; Da hingegen das Gewissen in unzählichen Sündern schweigt, oft bey einer Zentnerlast von Vergehungen schweigt, niemals aufwacht. Sichrer ist wohl der Richter Verstand, der nach dem Gesez der Natur, der Sitten und der Tugend entscheidet und über sich selbst aburtheilt. Das Gewissen ist blos Aufforderung zur Prüfung. Doch wir lassen Philipp seinen Traum. Wenn er ausgeträumt hat, wird er im Wachen desto klüger urtheilen.

Bey dem gestrigen Betragen des alten Magensaft lag etwas Politik zum Grunde. Er kirrte den Jüngling mit seiner Herablassung so nah, daß dieser desto bereitwilliger bekennen sollte. Blieb er finster, so wären ohnstreitig Philipps Geständnisse kürzer ausgefallen. Nun er von allen Jakobinen betreffenden Umständen genaue Nachricht hatte, ward es ihm leichter, die nöthigen Maasregeln zu nehmen. Er redete dem zerstreuten Philipp zu, den Bitten seiner Mutter Gehör zu geben, und einen Monat

im våterlichen Hause auszuruhen. Auch das war Politik. Hatte der junge Mensch ihm Wind vorgemacht, so konnte er das während dieser Zeit erfahren, und ihn sodann beim Kragen nehmen. Hatte er aber wahr geredet, so schadete seine Gegenwart nichts mehr, denn es war alsdenn zuverlåßig, daß er sich mit seiner Tochter entzweyt hatte.

Von den Schlichtebreys war nichts weiter zu fürchten oder zu hoffen. Der alte war gestorben, und hatte dem Sohn ein Vermögen von beynahe 70000 thlr. hinterlassen. Dieser hatte sich mit einem galanten Stadtmådchen verehlicht, die ihm endlose Hörner aufsezte, sich tåglich mit ihm zankte, und schlechte Wirthschaft trieb. Er hatte sich ein großes Rittergut gekauft; und da dies neu Ding war, so gieng noch alles in Lüften, und die årmern alten Ritter aus der nahen und fernen Nachbarschaft ritten fleißig bey dem neuen gestrengen Herrn auf der Wurst herum. Den alten Magensaft dauerte nur das schöne Vermögen, das seiner Tochter auf eine so fatale Weise vom Schiksal war entrissen worden.

Einige Tage nach Philipps Ankunft, den man im Dorfe bald wieder liebgewann und hochschäzte, schrieb Vater Magensaft an seine Tochter nach Breslau. Er ließ sie hart an, doch verschwieg er den Angeber, welches er auch unserm Philipp unverbrüchlich angelobt hatte. Hier ist der Brief.

Ungerathnes Kind.

Alldieweil es die weise Führung des barmherzigen und allwissenden Gottes veranstaltet hat, mir Deinen Aufenthalt auf eine wunderbare Weise zu offenbaren, so will ich aus christväterlichen Erbarmen Dir hiermit durch dies Schreiben anzeigen, daß ich Deine Zurükkunft nacher Langenwaldau je eher je lieber erwarte. Ob nun zwar Dein Betragen und Aufführung von einer solchen Art gewesen sind, daß du hinführo auf meine Liebe nicht weiter Rechnung zu machen hast, maasen ein verlaufnes Mägdlein nichts als Verachtung und Verstoßung, gleich einer liederlichen Weibsperson, von Rechtswegen

gen zu erwarten hat, so kann ich doch als ein berufner und verordneter Diener des Worts Gottes nicht umhin, meinen Kirch- und Beichtkindern mit dem löblichen und Gottgefälligen Beyspiel der Versöhnlichkeit voran zu gehen, und Dich wiederum im väterlichen Hause auf und anzunehmen. Keines Weges aber werde ich hinführo dergleichen heimlichen verliebten Umgang mit jungen Mannsvolke, sie seyn nun wes Standes sie wollen, gestatten, noch auch zugeben, daß du ohne mein Vorbewust irgend jemand Hand und Herz zusagest. Wie ich mich nun des Kindlichen Gehorsams, den du seit Jahr und Tag so leichtsinnig aus den Augen gesezet hast, von Deiner Seite versehe, und hoffe, Du werdest mit Fortsezung Deiner ärgerlichen und verdächtigen Lebensart Deinen grauen betagten Vater nicht länger kränken, so bitte ich auch Gott, daß er Dich in seinen geheiligten Schuz nehmen, vor Sünden und Gefahr bewahren, und Deine Reise

Dich gesund und glüklich anfangen und beschließen lassen möge. Sollte es Dir an Gelde zur Reise fehlen, so melde mir es, so werde ich mit der höchsten Nothdurft beyzustehen nicht ermangeln; obschon jezt sehr schwere Zeiten sind, und die christmilden Gesinnungen derer Menschen gegen die Kirche und ihre Diener gar sehr erkalten, und bey der schädlichen Aufklärung und Freygeisterey immer mehr und mehr gar abnehmen. Deine Mutter lässet dich grüßen, und dich an die Rükkehr zu Deiner Pflicht mütterlich erinnern. Der ich übrigens verbleibe

Dein
gekränkter und bekümmerter Vater
M. Blasius Jeremias Magensaft
Pastor loci.

Jakobine bebte am ganzen Leibe, als sie die Hand ihres Vaters auf dem Briefe sah, den der Briefträger mit vollkommen richtiger Addresse, ohne die mindeste Theilnehmung, in ihre Hände lieferte. Wirklich

lich stand sie mit ihrem Herrn in ziemlich engen Verhältnissen, und obschon seine Frau erst vor etlichen Wochen begraben war, so hatte er doch Jakobinen bereits sehr vortheilhafte Anträge gethan, wenn sie sich entschlüßen könnte, seine Haushälterin und Gesellschafterin für Tisch und Bette zu werden. Nach Jakobinens Geschmak war zwar der Antrag keines Weges. Dennoch schwankte sie zwischen Ja und Nein, fast entscheidend hingeneigt auf das Erstre; Denn eine geheime Hoffnung zeigte ihr in der fernen Zukunft güldne Berge, Rang und Vermögen, wenn sie auch jezt auf eine Weile in einen sauern Apfel beißen müßte. Man sieht also, daß aus Jakobinen dem vormaligen Kinde des Lichts, ein Kind der Welt geworden war, weil sie bereits mit Klugheit zu wählen suchte, und ihr Herz später befragte als ihren Verstand. Der Herr, seines Sieges in seinen Gedanken gewiß, glaubte ein Recht zur Neugierde auf Jakobinens erhaltenen Brief zu haben. Noch nie war der Briefträger zu ihr gekommen. Die Sache fiel ihm folglich auf. Er machte sich etwas auf

ihren Zimmer zu schaffen, und erschrak nicht wenig, als er sah, wie seine Schöne leichenblaß da stand. Seine Neugierde verwandelte sich in Mitleid. Er bestürmte Jakobinen mit Fragen, und diese, unfähig einer Erklärung, wählte den kürzesten und klügsten Weg, sie gab ihm den Brief selbst zu lesen. Er verschlang ihn; aber er erblaßte nicht, sondern lächelte, und sagte, indem er ihn hinlegte: Du bleibst in meinem Hause, und beantwortest den Brief gar nicht. Jakobine ward jezt zum erstenmal in ihrem Leben böse auf ihren Herrn, und begegnete ihm ziemlich unartig. Gutes Herz und guter natürlicher Verstand zeigten ihr auf einmal, daß sie größere Pflichten gegen ihre Eltern, als gegen ihren Herrn und einen wenigstens den Landesgesezen nach verbotnen Liebhaber habe. Sie bestand darauf, daß sie nach Langenwaldau zurük wolle, und begehrte ihre Entlassung. Jezt mußte sich der Herr Rath aufs Bitten legen. Das that er auch mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit, erlangte aber damit nichts, als dies, das Jakobine ihrem Vater antworten, daß er selbst einen

Brief

Brief beylegen, und sie beyde die Eltern um Erlaubniß bitten wollten, daß Jakobine noch ferner bey ihm in Dienste mit ihrer Genehmigung bleiben dürfe. Mit der den folgenden Tag wieder die dorthin gehende Tour antretenden Post ward dieser Entschluß schon ausgeführt. Ich trage aber Bedenken, meine Leser mit diesen lamentabeln zum Theil sehr ins geistliche spielenden Briefen zu unterhalten.

Schlaf und Seelenruhe floh Jakobinen bis zur wiederkommenden Antwort des Vaters. Sie sah ihren Herrn mit schüchternem Blik an, und alles sein Zureden war fruchtlos. Und wer hatte ihren Aufenthalt den Eltern entdekt? Der erste Verdacht fiel freylich auf Philipp. Aber was konnte den zu dieser Verrätherey bewegen? Verdruß? Rache? Ja, ja! Und er hatte Recht darzu. Ich Nichtswürdige, ich Verworfne behandelte den edlen Jüngling so schnöde, ward ihm untreu, war leichtsinnig genug, ihn auch jetzt noch zu vergessen! So fantasirte sie des Nachts im Bette herum. Endlich fiels ihr wieder

ein, daß Philipp ihren Eltern feind war, daß er sich zuverläßig nicht selbst nach Langenwaldau zu reisen werde entschlossen haben, daß er überhaupt keiner so absichtlichen Rache fähig sey. Ihr Herz entschuldigte ihn nun ganz wieder, und ihr Verdacht blieb — so sehr umnebeln widrige unerwartete Situationen den Verstand der Menschen, daß sie oft gerade das Unwahrscheinlichste glauben — an dem unschuldigen Frater hängen, der es wohl übel genommen haben möchte, daß sie sich in Breslau nicht an ihn gewendet, auf seinen vielen Reisen in die Gegend ihres Geburtsorts gekommen, und dem Vater ihren Aufenthalt wohl verrathen haben würde. Der gute Frater hatte sich in Wahrheit nicht weiter um Jakobinen bekümmert, da sie ihn nicht selbst aufforderte; und sein menschenfreundliches Herz fand täglich zu viel andre Gelegenheit, mannigfaltiges grösseres menschliches Elend zu lindern.

Es vergiengen ohngefehr 14 Tage, ehe die Antworten ankamen. Sie enthielten, wie leicht zu erachten, nicht viel Erbauliches.

Magen-

Magensaft bestand auf der Nachhausekunst seiner Tochter, und hatte, um sie zu gewinnen, seinen Brief diesmal mit mehr väterlicher Freundlichkeit gewafnet. Dem Herrn Rathe begegnete er zwar sehr höflich, und dankte ihm für alles seiner Tochter bisher erzeigte Gute, sagte ihm aber auch frey heraus, daß er seine Absichten, warum der Herr das Mädchen bey sich zu behalten so eifrig wäre, werke, und er folglich nach Pflicht und Gewissen um so weniger einwilligen könne. Am Schlusse gab er ihm zu verstehen, daß er nichts dawider haben würde, wenn der Herr Rath sich entschlüßen wollte, seine Tochter gesezmäßig zu ehelichen. Diese Briefe machten sehr verschiedne Eindrüke. Jakobine war fest entschlossen, nach Hause zu reisen. Der Rath war äuserst betreten, zeigte Jakobinen seinen Brief nicht, betrug sich mürrisch gegen sie, und brachte dadurch ihren ohnehin gefaßten Entschluß nur noch früher zur Reise.

15.

Unterdessen hatte Philipp das Landleben überdrüßig. Und da Magensaft, äusserst zufrieden mit seiner geredeten Wahrheit, ihm sagte, daß er von Jakobinen Antwort erhalten habe, ihm aber verschwieg, daß sie hoffentlich nach Langenwaldau zurükkehren werde, sondern vielmehr sich so betrug, als ob er sie dort zu lassen gedächte, so beschloß Philipp, das untreue Mädchen ganz zu vergessen, und sein Studiren mit desto grösserm Eifer fort zu sezen. Er verließ daher Langenwaldau, nachdem die Frau Magisterin ihn reichlich beschenkt und seine Eltern mit aller möglichen Anstrengung ihrer Kräfte ihm abermals den Hosengurt gespikt hatten. Wegen der bereits erzählten Werbergeschichte nahm er seinen Weg äuserst behutsam, so viel als möglich mit der Post oder in einem gemietheten Wagen, oder zu Fuße. Denn man glaube ja nicht, daß in allen Gegenden einander nahgelegene Oerter durch fahrende Posten Gemeinschaft mit einander haben können. Dies natürlich nur für diejenigen gesagt, die von dergleichen Dingen keine Kenntnisse

nisse haben. Seine Reise war ohne besondre Merkwürdigkeiten, eine einzige Begebenheit ausgenommen, die wir hier berühren müssen.

Philipp reiste eine große Streke zu Fuße, wo er eben keine andre Gelegenheit fand. Der Weg ward ihn durch sandigte öde menschenarme Gefielde ziemlich lang. Er gieng in den ungeheuern Wäldern, die an den Grenzen Brandenburgs und der Niederlausiz liegen, oft stundenlang, ohne ein lebendiges Geschöpf, geschweige denn einen Menschen, wahrzunehmen, und wenn er nun einen ganzen Vormittag seinen Wanderstab ununterbrochen fortgesezt hatte, in ein Wirthshaus kam und fragte, wie viel Meilen er zurük gelegt habe, so hieß es: zwey Meilen. Denn man muß wissen, daß hier herum nach den alten wendischen Meilen gezählt wird, deren eine unter 3 bis 4 Stunden zu Fuße nicht zurük gelegt werden. Nebenbey hatte er sich auch oft verirrt, und er brachte also drey volle Tage in diesen waldigten Gegenden zu.

Einst

Einst als er am frühen Morgen um 3 Uhr aus einem im Walde gelegenen Wirthshause aufgebrochen und etwa eine Stunde fortgewandert war, hörte er bey der feyerlichsten Stille in einem nicht weit entfernten linkerhand befindlichen Gestrippe ein klägliches Gewinsel irgend eines leidenden Geschöpfes. Inneres Pflichtgefühl trieb ihn an, die Sache näher zu untersuchen. Er gieng drauf zu, bahnte sich nicht ohne Herzklopfen und bange Erwartung, einen Weg durchs Gesträuch, und sah da eine halb in Ohnmacht liegende menschliche Figur, über und über blutig, und an Händen und Füßen gebunden; Uebrigens nur im Kamisol und schlecht bekleidet. Der Unglükliche schlug beym kommenden Geräusch die Augen auf, und sein erstes Wort war: Wasser. Philipp band vor allen Dingen ihm Hände und Füße los, lief dann, nach der Versicherung gleich wieder zu kommen, zu einem klaren Quell, dem er im Herkommen begegnet war, schöpfte in seinen umgekehrten ledernen Tabaksbeutel Wasser, und brachte es so geschwind, als ihn seine Füße tragen wollten,

dem Leidenden. Unaussprechlich erquikt fühlte sich dieser, und er dankte dem jungen Manne mit Händedruk und Thränen. Jezt fragte ihn Philipp um die Veranlassung zu seiner traurigen Lage. „Räuber,“ erwiederte er, „haben mich in diesen Zustand ver„sezt. Sie haben mir alles, was ich für die „leidende Menschheit auf meiner Reise von „edlen Herzen zusammengebracht hatte, ab„genommen, und mich, als ich mich wider„sezte, an vielen Orten verwundet. Auch „meinen Ordenshabit haben sie mir ausgezo„gen, und weggeworfen. Alsdenn banden „sie mich, warfen mich in dies Gesträuch „und eilten davon. Es ist nun schon über „vierundzwanzig Stunden, daß ich trostlos „hier liege, und meinem Ende schmachtend „entgegensah. Sie haben mir das Leben „gerettet, mein Herr, das ich, wenn ich es „noch erhalte, nun um so mehr zur Ehre „Gottes und zum Besten der hülflosen Brü„der anwenden will. Fahren Sie fort mir „beyzustehen, es soll Ihnen alles reichlich ver„golten werden.“ Gerührt, und mit Thränen in Augen bat Philipp den Gemißhan-

 delten,

delten, ihn mit solchen Versprechungen zu verschonen, und ihm das Vergnügen zu gönnen, ohne Wiedervergeltung einem seiner duldenden Nebenmenschen einen kleinen Dienst zu erweisen. Er that ihm hierauf den Vorschlag, ihn in das Wirthshaus zu führen, das er so eben verlassen hatte. Der Verwundete versuchte, ob er gehen könne, und es gieng. Er nahm hierauf etwas bey sich habende Arzney, die ihm die Räuber, sicher nicht aus Vorsorge, gelassen hatten, auf Zuker ein, worauf er sich noch mehr erholte, und im Stande war, mit sachtem Schritt bis an das Wirthshaus zu kommen. Die Wirthin, eine redliche gutmüthige Frau, nahm sich hier seiner sogleich an. Philipp half die Wunden verbinden, der Kranke hatte Hoffnung, in einigen Tagen seine Reise weiter fortsezen zu können. Jezt nahm er sich die Freyheit, unsern Philipp um seinen Nahmen zu fragen. Zeidelbär? sagte er erstaunt und nachsinnend, als ihn dieser gesagt hatte. Sind Sie nicht eines lutherischen Predigers Sohn in einem ***schen Dorfe? Und haben Sie nicht gewisse Verbindungen

mit einem jungen Frauenzimmer, die Ihnen zu Liebe ihre Eltern, jedoch mit unglüklichem Erfolge, verließ. Philipp staunte, doch sagte er zu beyden Fragen ja, weil ihn seine traurige Geschichte des Geheimnisses nicht mehr werth zu seyn dünkte. Nun so seyn Sie mir noch einmal so lieb, sagte hierauf der Frater, eben derselbe, der vor zwey Jahren Jakobinen auf ihrer Flucht traf, und ihr in dem Kloster *** erquikenden Aufenthalt verschafte. Philipps Herz bebte für Wehmuth, als der Frater ihm den ganzen damahligen Vorgang erzählte, und ihn versicherte, daß dies Mädchen ihm mit unvergleichlicher Treue zugethan sey. So gut war sie, dachte er stumm, und doch ward sie mir untreu, so schwach ist das menschliche Herz! Er erzählte hierauf auch dem Frater, was sich alles zugetragen, der nun seine Prophezeyungen bestätigt fand, und auch den Herrn dem Nahmen nach kannte, wo sich Jakobine jezt aufhielt. Er erbot sich, das Mädchen zu ihrer Pflicht zurükzuführen, indem er sich zugleich freute, zu wissen, daß sie noch in Breslau gegenwärtig sey. Aber Philipp

verbat sich diese Dienstleistung mit allem Ernst, indem er sich fest vorgenommen hatte, Jakobinen gänzlich zu vergessen. Diese Bitte war dem dankbaren Frater Befehl. Philipp verweilte noch einige Stunden, nahm dann zwey Dukaten aus seinem Hosengurt, und bat den Frater, sie anzunehmen. Dieser war freylich jezt des Geldes sehr benöthigt. Er nahm es so an, wie man Gefälligkeiten von Personen annimmt, von denen man versichert seyn kann, sie kommen aus gutem Herzen, nämlich ohne kriechenden Dank, aber auch ohne verstellte Weigerung. Doch beschloß er bey sich selbst, sie künftig doppelt und dreyfach zu vergelten. Darauf trennten sich diese zwey Personen von einander, einer gerettet, und seines Lebens aufs Neue froh, der andere mit einem verwundeten Herzen, aber nicht ohne Hofnung der Genesung. Philipp gelangte ohne weitern Anstoß, etwas langsam, aber glüklich in Halle an, bezog ein andres Logis, und weihte sich aufs Neue mit Eifer der Exegese, und dem Predigen. Der Frater verließ am dritten Tage nach seiner Erretung,

nach-

nachdem er durch ausgeschikte Boten auch sein Ordenskleid im Walde wieder gefunden hatte, das Wirthshaus, wo selbst man ihm so wenig abforderte, daß er kaum den dritten Theil von Philipps Darlehn hier nöthig hatte, und nun um so gemächlicher seine weitre Reise fortsezen konnte.

16.

Im Hause des Herrn Raths in Breslau gieng es seit dem aus Langenwaldau erhaltenen Briefe ziemlich wunderlich her. Ein reicher angesehener Mann sollte sein Kammermädchen bitten, bey ihm zu bleiben; oder er sollte sie verabschieden, und doch sprach sein Herz so laut für sie. Sie war gut, wirthlich, fleißig, verständig; sie war schön, jung, nicht kokett, doch auch nicht geziert. Aber ein Kammermädchen heirathen? Was wird die Welt denken? Und werde ich nicht Hörner zu fürchten haben? Er bebte vor diesem lezten Gedanken zu sehr, als daß er einen bestimmten Entschluß fassen konnte. Und weil er nicht wußte, wie er sich gegen Jakobinen benehmen sollte, so vermied er sie

so viel als möglich ganz. Jakobine fühlte nun erst, daß sie ihren Herrn wirklich ein wenig geliebt hatte, denn sie kränkte sich darüber. Verdruß und Unwille bezeichneten ihr launigtes Gesicht unverkennbar. Sie sezte den Tag ihrer Abreise fest, ohne den Herrn erst weiter darum zu fragen. Doch machte sie ihre Veranstaltungen nicht heimlich. Der Herr ward es inne. Er versuchte noch einen Sturm. Aber Jakobine schlug ihn standhaft ab. Aeußerst beleidigt über einen entehrenden Antrag außerehelichen vertrauten Umganges, den sie vor der Zurükrufung ihres Vaters so übel nicht nahm, erklärte sie sich jezt frey, daß der Herr Rath mit dergleichen Zumuthungen sie schlechterdings verschonen möchte, und begegnete ihm mit Verachtung, ob er ihr schon ein über alle Erwartung ansehnliches Jahrgeld anbot, und sie in seinem Testamente als Universalerbin seines beträchtlichen Vermögens zu bestimmen versprach. Der Rath ward nicht böse. Er war gerührt von diesem standhaften und edlen Betragen. Doch verließ er sie, und gieng auf sein Zimmer, ohne Jakobinen den gan-

zen

zen Tag über weiter zu sehen. Obschon ihre Abreise zu morgen früh festgesezt war, zu der er seine Pferde aus eigenem Antriebe versprochen hatte, so gab er doch weiter keine Erklärung von sich, bis spät am Abend, wo er Jakobinen den rükständigen Lohn, nebst einem Reisegelde von sechs Louisd'or zustellen, und ihr alles Wohlseyn, nebst einer glüklichen Reise anwünschen ließ. — Jakobine weinte, und schlief die ganze Nacht nicht.

Der Morgen brach an. Es fieng an laut auf der Straße zu werden. Die Seiger summten vier Uhr, als Jakobine das Reisehalstuch umlegte. Noch sollte sie es mit den unversöhnlichen Feinden des männlichen Geschlechts, den Stekenadeln, befestigen, als plözlich die Thüre aufgieng, und der Herr Rath völlig angekleidet ins Zimmer trat. Er faßte Jakobinen sanft bey beyden Armen, sah ihr starr ins Gesicht; sie erröthete — eine Thräne trat ihr ins Auge — er drükte sie fest an sein Herz, und sagte: Du bist von heut an meine rechtmäßige Gattin, wofern ich anders hoffen darf, daß Dir meine Hand werth ist.

Stumm blieb freylich das Mädchen bey diesem unerwarteten Auftritt. Aber ihr Blik sagte so etwas, das wie Beyfall, Vergnügen, Rührung, aussah, und sie weigerte sich auch nicht, als der Herr dem Kutscher sagen ließ, daß die Pferde nicht vorgeschirrt werden sollten. Zugleich machte er unter den Domestiken seine Wahl bekannt, jedoch unter dem strengen Befehl der Verschwiegenheit, weil er sich noch in tiefer Trauer befand. Alle liebten die Haushälterin, wegen ihres sanften und fröhlichen Wesens, alle hatten ihr dies Glük gegönnt, und alle beeiferten sich nun, der künftigen Frau Räthin ihre Ehrfurcht und ihre Theilnehmung an den Tag zu legen. Wie einem solchen Mädchen bey dergleichen Situationen zu Muthe seyn muß, das läßt sich leicht denken. Sie blikte in die Zukunft, und sah sich in goldnen Staats-Wagen fahren, mit Prunk in die Loge des Schauspielhauses treten, umringt in der Gesellschaft von jungen Herrn und der Gegenstand der Aufmerksamkeit in den Assembleen. Die große Welt kannte sie nun. Es war ihr davor nicht bange. Sie wußte sich zu benehmen.

men. — Philipp trat vor ihr Auge, und — verschwand wieder. In dem Busen eines Mädchens sind doch gemeiniglich, freylich nicht immer, die lezten Eindrüke die stärksten. So war es auch wohl hier. Philipp verlor das Spiel gegen den Rath, Langenwaldau gegen Breslau. Dieser ganze Tag verflos ihr in nie gefühlter Zerstreuung.

Am folgenden Tage wurde nach Langenwaldau geschrieben. Der Herr Pastor Magensaft schmunzelte nicht wenig, als ein Königlicher Rath sich als sein zukünftiger Schwiegersohn anmeldete. Seine Ehegehülfin weinte für Freuden. Sie träumte schon von einem für sie sehr angenehmen Zufluchtsorte bey ihrer Tochter, wenn ihr Eheherr mit Tode abgehen sollte, welches vielleicht bald zu befürchten stand, da er sich baufällig zu machen anfieng. Meine Leser wissen schon, daß die gute Frau ein wenig eitel und dem Vergnügen ergeben war, welches mit den Jahren sich nicht verliert, blos in die Begierde, wenigstens gern dabey zu seyn, verwandelt; und diese Leidenschaft hat also na-

türlich in einer großen Stadt mehr Aussicht befriedigt zu werden, als auf dem Lande. In Langenwaldau lief die Nachricht wie das Feuer beym Sturm durch alle Häuser. Sie ward im Fortrollen immer größer, und es gab schon Menschen, die gehört oder gesagt hatten, die entlaufne Pfarr-Tochter würde einen Grafen, andre, sie würde einen Minister heirathen. Auf den Schulmeister und seine Frau machten diese Nachrichten sehr widrige Eindrüke. Doch beruhigte es den alten Zeidelbär ein wenig, daß aus seiner ehemaligen Schülerin eine so große Dame würde.

Ich kann an die Erzählung dieser Szenen sogleich die hochzeitlichen Merkwürdigkeiten anschliesßen, da in der Zwischenzeit nichts Erhebliches vorfiel. Der Schulmeister meldete seinem Sohne diese glänzende Verbindung seiner Pathe Binel mit lästigen Umschweifen. Philipp war darüber zwar einige Tage niedergeschlagen, und philosophirte über Determinismus, und über Veränderlichkeit der Mädchen, faßte sich aber bald, weil er diese Begebenheit vorausgesehen hatte, und es gelang

lang ihm, die Ungetreue immer mehr zu vergessen. — Jakobine machte mittlerweile ihre Hochzeitanstalten gemach. Als die tiefste Trauer überstanden war, wurden von Freunden und Bekannten Glükwünschungsvisiten angenommen. Die Braut erschien fast täglich in neuer oder veränderter Kleidung. Geist und Leben schwebte im Hause des Raths. Er, tief in die Vierzig, verjüngte sich dem Adler gleich, und kleidete sich modischer als jemals. Mit dem Schlusse des halben Jahres seines Wittwerstandes netto, ward die Hochzeit anberaumt, die jedoch nur aus einer kleinen auserlesenen Gesellschaft bestehen sollte; und die Trauung ward auf einem nicht weit entfernten Dorfe bestellet. Acht Tage vor derselben kam Mama nach Breslau, von dem Reisewagen der künftigen baldigen Frau Räthin eingeholt, um verschiedne Anstalten treffen zu helfen. Auch der Papa hatte versprochen, dem Feste beyzuwohnen, und traf den Abend vor der Trauung, ebenfalls abgeholt, richtig ein. Der Herr Rath erstaunte nicht wenig, einen so stattlichen Schwiegerpapa zu bekommen, der durch

die halbe Flügelthüre nicht herein ins Besuchzimmer konnte, und in der ersten Stunde ihm seinen besten zweysizigen Visitensopha, mit zarten antiken Füßchen, zu Schanden saß. Doch weil er die etwas beleibten Frauenzimmer gern leiden mochte, so lächelte er, und freute sich heimlich, daß die Tochter dieses Mannes, jezt schon rund und voll, in Zukunft untersezt werden würde.

Die Trauung ward ohne Schwierigkeiten vollbracht. Sie hatte dem Hochzeitpapa auserordentlich wohl gefallen, theils weil sie von einem alten diken Amtsbruder gehalten wurde, theils auch weil sie Sirach, 26, 10. zum Text hatte, bey welcher Gelegenheit der Redner, der ganz natürlich das Gegentheil seines Textes auf das Brautpaar anzuwenden suchte, viel schöne Vergleichungen aus der Landwirthschaft auskramte. Nach Vollendung derselben ward im Pfarrhause mit Erfrischungen bedient, und sodann gleich zurük in die Stadt gefahren. Ein sehr glänzendes obzwar nur auf zwanzig Kouverts eingeschränktes Soupee beschloß diesen merk-

würdi-

würdigen Tag. Dieses Mahl ausführlich zu beschreiben, würde ein eben so unangenehmes und für die Leser lästiges Unternehmen seyn, als es für die Zuschauer verdrießlich ist, wenn gewisse Schauspielverfasser Mahlzeiten auf dem Theater vorstellen lassen. Ich begnüge mich, hier blos einige Karrikaturen davon aufzustellen.

Jakobine erhielt über der Tafel einen Brief, über dessen Lesung sie bald roth bald blas wurde. Er war ohne Nahmensunterschrift, und enthielt sehr anzügliche Sticheleyen über ihre Verbindung. Die Tauglichkeit des Herrn Raths zum Ehemanne ward darinnen sehr in die Klemme genommen, welches man aus seinen Ausschweiffungen in frühern Jahren, und aus dem Kinderlosbleiben seiner ersten Gemahlin herleitete, und man prophezeyte ihm daraus allerley Unheil, das insgesammt auf die abgedroschnen Spöttereyen von gekrönter Stirne hinauslief. Ferner legte man der Braut ihre an Philipp begangne Untreue sehr ans Herz, beschuldigte sie des Hochmuths, und äuserte nebenbey,

daß sie auf ihren Reisen, und bey ihrer ersten Herrschaft wohl auch schöne Erfahrungen von den Reizen der Ehe möchte gemacht haben, weil sie es nicht länger erwarten könnte, und was dergleichen Gemeinsprüche mehr waren; die jedes freylich, was die Untreue betraf, nicht ganz am unrechten Orte standen. Zum Glük verlangte der Bräutigam den Brief nicht zu lesen, weil er eben in eifrigem Gespräch mit seiner zweyten Nachbarin der Hochzeitmama begriffen war, und also fast gar nicht darauf achtete. Der Schreiber dieses Briefs ist nie an den Tag gekommen. Der Verdacht blieb in der Folge auf Zimmtmandeln hängen, der noch immer Kandidat des Predigtamts war, weil er durch seine mannigfaltigen Kabalen und durch seine Süßigkeit sich überall Feinde zugezogen hatte.

Der Hochzeitpapa trug ein gesteiftes schwarztuchnes Kleid mit großen weiten Aufschlägen; dazu Weste und Beinkleider von wollnem Plüsch, nebst rheinischen Strümpfen, rauchen Schuhen, und extrakleine Schnallen drinne. Auch hatte er sich zu

dieser

dieser Feyerlichkeit eine neue Peruke machen lassen, auf die der Verfertiger eine etwas zu modische hohe Tour gesezt hatte; auch die Loken waren nett und modisch, welches denn nun von dem übrigen Anzuge nicht wenig abstach. Auch ward eben diese Modeperuke, über die er gleich beym Empfang seufzte, ihm beym Gastmal Aergerniß und Thorheit. Man hatte aus Versehen den einen Wandleuchter ein wenig zu tief gehangen. Magensaft mußte wegen eines gewissen Bedürfnisses oft aufstehen und herausgehen. Er schob einmal den Stuhl zu weit zurük, und die Peruke fing lichterloh an zu brennen. Alle Anwesende sprangen mit den Wasser- und Biergläsern herbey, und der wohl ehrwürdige Herr ward über und über getauft. Alles dieses Beystandes ohngeachtet konnte doch nicht verhindert werden, daß fast alle Loken Brandschaden oder Einsturz erlitten hätten, und hiernächst auch ein häßlicher unvertilgbarer Gestank im Zimmer entstand. — Uebrigens war auch dem guten Vater der ungewohnte Champagner- und Steinwein unter einander nicht wenig in den Kopf gestiegen, und er

war

war genöthigt, sich mit stammelnder Zunge und wankendem Fuße schon um zehn Uhr zu Bette zu legen. Der Rausch hatte indes nicht viel zu bedeuten, da dies Schiksal mehrern von den Gästen wiederfahren war. Noch habe ich vergessen zu bemerken, daß Magensaft sich zwischen zwey jungen modischen Damen ziemlich sonderbar ausnahm, und auch ihm diese Gesellschaft nicht sonderlich behagte.

Wahres Verbrechen wäre es, wenn ich das von Magensaft seinen Kindern überreichte Hochzeitgedicht ganz mit Stillschweigen übergehen wollte. Aus christlicher Sparsamkeit, und weil dergleichen Sachen ohnehin immer nicht nach Würden sorgfältig aufbewahret werden, war es nur geschrieben, nicht gedrukt. Dieses Gedicht ganz einzurüken würde kaum von allen Seiten gebilligt werden, ich begnüge mich daher, blos folgende vier kernigte Strophen mitzutheilen.

Der Ehestand ist dann nur Wehestand zu nennen,
Wenn sich so Mann als Frau wie Hund und Kaze beißt;
Wenn sie voll geiler Brunst nach andrer Liebe rennen,
Und wenn nach kurzer Frist der Treue Knothen reißt.

* * *

Es dehnet sich das Weib, der Mann ist laß und müde,
Denn beyde trugen schwer des Tages Hiz und Last;
Sie gehn zu Bette nun, nach frommen Abendliede,
Und nach vollbrachter Pflicht genüßen sie die Rast.

* * *

Wem Gott ein Weib beschert, der findet eine Perle;
Ein tugendsames Weib ist mehr als Goldes werth:

Sie dreht im Hause sich gleich einer muntern
Schmerle,
Und sorgt mit Bienenfleiß für Keller
Küch und Heerd.

* * *

Zwar giebts im Ehestand auch manchmal
Kummerthränen
Bey Krankheit, Kindertod und andrer
Widrigkeit,
Da fließen Zähren viel, die sich wie Seile
dehnen;
Doch nur auf Gott gehofft, er wendet
alles Leid!

Doch, die Fortsezung künftig! — Wem dies Pröbchen nicht gefallen hat, der bedenke, daß die Gelegenheitsgedichte selbst in unsern Tagen und von jüngern Dichtern oft nicht viel besser sind, gesezt auch, daß sie ein etwas galanteres Gewand hätten. Das Gedicht ward auf einen porzellainen Teller herum gegeben. Jedes gukte einen Augenblik hinein, und sagte, es sey schön, ohne eine ganze Strophe gelesen zu haben.

Gleichwohl nahm der gute Pastor das Lob für baare Wahrheit.

In der Reihe der Begebenheiten folgte nun auf die Hochzeit die Brautnacht, die zu beschreiben ich aber keinen Beruf habe. Es ist in der Folge davon gesprochen worden, daß Philipp diese ganze Nacht hindurch sehr ruhig geschlafen habe, welches ein ganz verzweifelter unglaublicher Strich ist, da doch sonst bey dergleichen wichtigen Begebenheiten die Person, die sie am nächsten angeht, gemeiniglich sympathetische Ahndungen empfindet.

Am folgenden Morgen wurden wieder Glükwünschungsvisiten angenommen. Jakobine, nunmehrige Frau Räthin, fand sich vortreflich in ihren neuen Stand. Niemand hätte glauben sollen, daß sie des alten Magensafts Tochter sey. Nachmittags ward spazieren gegangen. So wenig auch sonst in großen Städten auf einzelne Personen gesehen wird, so machte doch der Hochzeitpapa, am Arm einer weißgekleideten schlesischen Dame, die mit jener dem schlesischen Frauenzimmer ganz eignen und natürlichen Unge-

zwungenheit, neben dem der Mutter Natur fast ganz unbekannten Magister herschlenderte, hier nicht wenig Aufsehn. Die zum Theil abgebrannte Peruke war von einem geschikten Friseur gleich wieder in Ordnung gebracht, und mit neuen Loken ausgefüllt worden.

17.

Nach einigen Tagen rief den alten Magensaft sein Amt nach Hause. Er fuhr mit seiner Helfte vergnügt aus der Hauptstadt weg, nachdem der Herr Schwiegersohn beyde reichlich beschenkt hatte. Solche Schwiegersöhne würden sich wohl die meisten Väter wünschen, denen sie nicht nur nicht die mindeste Ausstattung gewähren dürften, sondern von denen sie auch noch ansehnliche Geschenke zu erwarten hätten. Das Liebste war dem Alten ein Flaschenfutter mit alten Ungarwein, das er sich wohl auch allenfalls hätte erzeugen können, aber nicht auf sich wagte; denn, unter uns gesagt, der alte Kauz sammelte Geld, ob er sich schon immer sehr dürftig stellte.

So lange die ersten Unruhen der Vermählung dauerten, kam die neue junge Frau wenig zu sich selbst. Als es aber ruhig und still um sie her wurde, fiel ihr der über dem Hochzeitmahl erhaltne Brief ein, und mit ihm auch der verlassne Philipp. Späte Reue ist ein fruchtloses Ding, und doch kommt sie so oft. Häufiger als je dachte jezt die Räthin an ihren vormaligen Liebling, und stärker als je peinigte sie der Gedanke an ihre Treulosigkeit. Was half es dem Armen nun, daß sie nicht ausschweifend, im Geräusch der großen Welt nicht verführt, im Hause ihrer ersten Gebieterin nicht verderbt worden war? Was half es ihm, daß Zimmtmandel und Schlichtebrey zurükgewiesen worden waren, und daß sie an ihrem jezigen Gemahl größtentheils nur Stand und Vermögen liebte? Philipp blieb doch verlassen, verabschiedet auf immer. Ihr Gemahl fing an zu merken, daß irgend ein neidischer Wurm an seiner Gattin Ruhe nagte. Er drang in sie um Entdekung, aber sie gestand nichts, und nahm nun äuserlich den Schein der Zufriedenheit an, in-

des der innere Vorwurf desto stärker tobte. Ihn zu vermehren, mußte Jakobine auch einst zufällig auf einem einsamen Spaziergange den Frater, ihren vormaligen Reisebegleiter, antreffen. Er begrüßte sie mit seiner gewöhnlichen freundlichen Offenherzigkeit. Sie, beschämt über ihre Nachläßigkeit, mit der sie ihn seit der langen Zeit ihres Hierseyns vergessen hatte, schlug die Augen nieder. Doch flößte das freundliche Zureden des Fraters ihr bald wieder Muth ein. Er erzählte nun die im Brandenburgischen Walde ihm zugestoßne Begebenheit mit allen Umständen, rühmte die Sorgfalt, mit der Philipp ihm beygestanden hatte, und wuste überhaupt den Charakter dieses jungen Mannes sehr auffallend herauszustreichen. Jakobine hätte zerspringen mögen. Obschon der Frater Philipps Verlangen, Jakobinen keine Vorwürfe zu machen, genau befolgte, so waren doch die Lobeserhebungen, die er seinem Erretter machte, für sie Vorwurfs genug; und sie fühlte es nur allzugut, daß des Fraters Stillschweigen über diesen Punkt blos absichtliche Schonung war. Auch fürch-

tete sie sich für gemeinschaftlicher Erinnerung an die vormaligen Zeiten, und suchte bald wieder von einem Manne loszukommen, der ihr eigentlich sehr ehrwürdig war. Der gute Frater durchschaute ihr Herz. Er merkte was in ihr vorgieng, und bemitleidete sie. Gern hätt' er ihr Trost zugesprochen, ihr gesagt, daß ihr Vergehen in der That nicht so groß sey, als sie wohl glaubte, und daß man der Klugheit in der Welt auch so manche uns herbe dünkende Pflicht schuldig sey. Aber einmal war ihm über diesen Punkt Stillschweigen geboten. Und da Jakobine ihm selbst auch keine Gelegenheit gab, vielmehr sorgfältig auswich, so mußte er seine wohlgemeinten Erinnerungen in seinen Busen verschließen. — Jakobine gewöhnte sich in so weit an ihren Lieblingsgedanken, daß sie ihm nur ihre einsamen Stunden weihte, in der Gesellschaft ihres Mannes aber, und in der großen Welt aufgeräumt war. Mit dieser Stimmung war ihr Gemahl zufrieden. Er ließ allen Verdacht fahren. Jakobine ward überall geschätzt. Sie machte ihrem Gemahl Ehre. Niemand fiel es ein, ihre

vorausgegangne Verhältnisse mit ihrem nunmehrigen Gatten ihr zur Schande zu machen. Selbst ihre erste Gebieterin, die noch immer stark spielte, aber die Gelegenheitsmacherey nachgerade fahren ließ, wich ihr aus, und hatte Achtung vor ihr. So manche junge Leker prallten beschädigt von ihr zurük. Der Rath hatte also für sein Theil bis jezt glüklich gewählt, denn er führte mit seiner Gemahlin eine zufriedne Ehe.

Ohngefehr ein halbes Jahr nach Jakobinens Verbindung mit dem Rath starb der alte Zeidelbär an hartnäkigen Obstruktionen, nachdem er nur wenig Tage krank gelegen hatte. Er hatte einen einträglichen Dienst gehabt, und hinterließ doch bey seinem Tode so wenig, daß seine Wittwe kaum auf dürftiges Fortkommen rechnen durfte. Natürlich hatte das auch auf unsern Philipp großen Einfluß. Die monatlich gesendeten 12 thlr. hörten nun auf. Der arme Schelm sah sich auf einmal ganz verlassen. Die Mutter konnte ihm keinen andern Rath geben, als daß er so bald als möglich nach

Hause käme, oder sich in irgend eine Stadt als Lehrer der Jugend und Kandidat des Predigtamts wendete. Zwar ersuchte sie den Herrn Gevatter Pfarrer um Beystand und Unterstüzung für ihren verlaßnen Sohn. Aber dieser der christlichen Sparsamkeit sehr ergebne Priester konnte sich zu keiner Beysteuer entschlüßen, klagte gewaltig über schlechte Einnahme und rükbleibende Dezemgelder, und langte mit schweren Seufzern einen blanken Louisd'or aus seinen dreyfach verschlossnen Silberschranke, den er der Frau Schulmeisterin als Präsent für ihren abwesenden Sohn einhändigte. Philipp fühlte diesen Schlag des Schiksals hart. Aber sein Muth verließ ihn darum nicht. Er bedauerte blos, daß er dieses Umstandes wegen sein liebgewonnenes akademisches Leben werde abkürzen müssen; denn er hörte so viel Vorlesungen, und war für sich zu Hause so unabläßig fleißig, daß er seiner Gesundheit dadurch unersezlichen Schaden zufügte. Doch beschloß er, noch ein halbes Jahr hier zu bleiben, und sich mit kärglicher Einrichtung zu behelfen. Es fiel ihm nicht ein, sich weder

an den Frater noch an Jakobinen oder andre Freunde bittend zu wenden, weil der Entschluß zu so etwas ganz auser seinem Charakter lag. Da er übrigens in Halle wegen seiner eingezogenen Lebensart wenige Bekannte hatte, so blieb er freylich in seinem Wohnorte fast ganz ohne Unterstüzung. Diese zusammentreffenden ungünstigen Zufälle verursachten demnach, daß der arme Philipp sich oft äuserst mühseelig behelfen, und mit troknem Brode oder Brodt mit schlechter Milch, oder Erdbirnen und dergl. zufrieden seyn mußte.

Einst war ihm sogar der Hunger mit allen seinen traurigen Folgen ziemlich nahe. Seine silbernen Schnallen und guten Oberhemden waren bereits verschlukt, und der von Jakobinen erhaltene Ring stand Gevatter. O wie oft wünschte er sich jezt einen großen Laugenwaldauer Ziegenkäse, oder ein Töpfchen von Jakobinens wohlschmekender Butter, um sein Brodt damit gangbarer für die Kehle zu machen. Jezt in der äusersten Noth, wo ihm der sonst eiserne Muth

fast

fast entflohen wäre, erschien auf einmal der Briefträger und langte ihm auf dem Quittungsbuche einen Brief hin, mit der Erinnerung, ihm ein reichliches Briefträgerlohn zu geben. Denn auf Akademien haben die Herrn Briefträger den Gebrauch eingeführt, von gutwilligen Studenten für Geldbriefe allemal ein verhältnißmäßiges Douseur zu verlangen. Philipp fand in der Aufschrift 6 Louisd'or, quittirte eh er den Brief öfnete den Briefträger, und gab ihm entzükt seine lezten 5 Preußischen Sechser. Dieser murrte darüber und gieng ohne Abschied fort. Philipp öfnete nun mit freudigen Beben den Brief. Wem sollte wohl nicht einfallen, daß dies Geld von dem ofterwähnten Frater gekommen sey? Die Vermuthung ist auch richtig. Mit den lebhaftesten Ausdrüken des Danks bat dieser edeldenkende Mann seinen Lebenserretter, diese Kleinigkeit blos als Wiederbezahlung seiner mit Zinsen angewachsenen Schuld anzunehmen. Philipp glaubte, (man bedenke, daß er ein Theologe war), in diesem ganzen Vorgange unleugbar den leitenden Finger Gottes zu spüren, der ihn

eben

eben damals, als der Frater trostlos zwischen Tod und Leben rang, jenen einsamen Weg fuhrte, um denselben zu retten, und nun dafür in der Zeit der Noth Beystand, Belohnung und Freude zu erndten. Philipp bezahlte sogleich alle seine kleine Schulden, kaufte sich einige nothwendige Bücher und behielt noch die Hälfte des Geldes übrig. Was den Ankauf der Bücher betrift, so werden manche meiner Leser, und besonders Leserinnen das sehr unüberlegt und überflüßig von dem guten Zeidelbär finden. Aber ich bitte herzlich, zu glauben, daß einem Gelehrten, der die Wissenschaften wirklich liebt, gute Bücher eben so nah am Herzen liegen, als das liebe Brodt. Dies war der erste väterliche Seegen, der unserm Philipp zu Theil wurde. Ein zweyter folgte bald nach.

Der Frater hatte seitdem, als er Jakobinen auf der Promenade traf, mehrmals Gelegenheit gesucht, sie zu sehen, denn es war seinem Herzen nun seit seiner großen Lebensgefahr und dadurch entstandnen Verbind-

bindlichkeit gegen Philipp gleichsam zur Pflicht geworden, an dem Geschik dieser jungen Dame Theil zu nehmen. Nun hatte Philipp ihm gleich nach dem von ihm erhaltnen Geschenk geantwortet, unter andern seine jezige armseelige Lage rührend geschildert, und versichert, daß er ohne diese das Geschenk nicht angenommen hätte, jezt aber darzu gezwungen gewesen sey, und hinzugefügt, daß er nunmehr dem Frater eben so viel und noch mehr Verbindlichkeit, als dieser ihm, schuldig zu seyn glaube. Dieser Brief rührte den Ordensbruder ungemein. Er trug ihn beständig bey sich, mit dem festen Entschlusse, ihn Jakobinen bey der ersten schiklichen Gelegenheit zu zeigen. Diese fand sich bald. Jakobine las — und die hellen Thränen flossen auf den Brief. Es jammerte die gute Frau unaussprechlich, daß der arme Philipp in solchem Elende schmachte, indessen sie ihre Tafel täglich mit Delikatessen besezt fand, und in Karossen fuhr, so oft es ihr beliebte. Das Elend des Jünglings zu mildern, war ihr fester Entschluß, aber ihre Baarschaft war zu geringe, um dem Beystande Gewicht zu geben,

denn

denn ihr Gemahl gab ihr wenig Geld für sich, weil sie wenig brauchte und auch keins verlangte; und über die wirthschaftlichen Ausgaben fuhr sie fort, ihm so wie zuvor als Haushälterin Rechnung abzulegen; welches er sich auch gefallen ließ, weil er ein ordentlicher Mann war. Sie faßte also den Muth, sich deshalb an ihren Gemahl selbst zu wenden! Sie sagte ihm, daß der Langenwaldauer Schulmeister verstorben sey, und einen Sohn hinterlassen habe, der zusamt seiner verwittweten Mutter sich in sehr dürftigen Umständen befinde. Er studiere zu Halle die Gottesgelahrheit, und weil er sehr fleißig sey; so fehle es ihm gar sehr oft an den dringendsten Bedürfnissen. Der alte Zeidelbär sey ihr Pathe und Lehrmeister gewesen, und sie bäte daher, daß ihr lieber Mann diesen armen Menschen einiger Unterstützung würdigen möchte. Der Rath gerührt über ihre gerechte Bitte, die sie mit nassen Augen vortrug, versprach ihr sogleich 100 Thaler für diesen ihren alten Bekannten, wozu er ihr auch noch denselben Tag eine Anweisung an ein angesehenes Haus nach Halle einhändigte.

Jakobine war unentschlossen, ob sie selbst an Philipp schreiben oder die Anweisung durch ihre Eltern sollte besorgen lassen. Sie war schlau genug, ihren Mann um Rath zu fragen, ob es sich für sie wohl schiken möge, an einen Studenten zu schreiben. Der Rath lachte über ihre Delikatesse, und sagte, daß es blos auf den Innhalt ankomme. Solche Briefe müsse man kurz machen. Jakobine, noch immer unentschlossen, bat den Rath, ihr einen Brief zu diktiren. Er thats. Sie siegelte vor seinen Augen. Was sollt' ihm da vor Argwohn einfallen? Daß Jakobine nicht ein zweytes Briefchen verstohlen beylegte, geschah darum, weil sie nicht so recht wußte, wie sie sich benehmen sollte, und weil sie sich schämte.

Philipp war sehr erschroken, als er Jakobinens Hand in der Aufschrift erblikte. Er konnte sich lange nicht entschlüßen den Brief zu öfnen, und als ers that, geschah es mit Zittern. Daß ein so reeller Beweis des Andenkens darinne liege, verrieth ihm freylich äußerlich nichts. Uebrigens war er

auch mehr erstaunt als erfreut darüber, als er ihn fand. Und der trokne fremde Ton, mit dem die Dame an ihn geschrieben hatte, schmerzte ihn tief. Ob er schon ihrer jezigen Lage angemessen war, so ward doch eben dadurch sein Herz an seinen Verlust, und an die grosse für ihn traurige Metamorphose erinnert, die mit Jakobinen vorgegangen war. Er hing diesen quälenden Gedanken nach, bis er die 20 schönen Goldstüken in Händen hatte, die vermöge der ihnen eignen ursprünglichen Aufheiterungskraft ihn wenigstens in eine ruhige Stimmung zurük brachten. So viel Geld hatte er in seinem Leben noch nicht beysammen gehabt. Er schloß es in seinen Koffre, wirthschaftete gut, fing aber doch wieder an, im Gasthofe zu speisen, und je zu weilen ein Glaß Wein zu trinken. Er merkte bald, daß bey dieser veränderten Diät sein Studieren wieder besser von statten gieng. An Jakobinen so wohl als an den Rath schrieb er verbindliche Danksagungsbriefe, und beyde waren mit seinen Aeuserungen vollkommen zufrieden.

Jako-

Jakobine, die von Seiten des Unterhalts Philipps neu beruhigt war, erinnerte sich nun um so mehr an ihre verlezte Pflicht und war darüber sehr traurig. Was half aber dies? Da meine Leser bereits eine Portion Leichtsinn in ihrem Charakter werden bemerkt haben, so wird es sie wohl nicht befremden, wenn ich ihnen sage, daß die Frau Räthin nach langem Kampfe, endlich den Entschluß faßte, ein neues Verständniß mit unserm Philipp anzufangen, und ihm ohne Vorwissen ihres Mannes zu schreiben. Sie bat ihn um Verzeihung wegen ihrer begangenen Untreue, suchte sie einigermaßen durch seine allzugroße Empfindlichkeit und durch seine heimliche Abreise von Breslau zu entschuldigen, und kam so nach auf den Punkt der Aussöhnung zurük, von dem sie ausgegangen war. Sie fügte hinzu, daß Philipp gewiß in allem Betracht glüklich wählen würde, wenn er Halle nun bald verließe, und sich auf einige Zeit nach Breslau begäbe, wo sie denn nicht nur in Stande zu seyn hoffte, ihn zu unterstüzen, sondern ihn auch mit der Zeit eine Versorgung zu verschaffen. — Ein

Lichtstrahl fuhr durch den Busen des Jünglings, als er diesen Brief las. Wo waren jezt seine Entschlüsse, Jakobinen zu vergessen, auf einmal hin? Er fand den Vorschlag so treflich, den Brief seiner ehemaligen Freundin so einladend, ihre Lokungen so unwiderstehlich, daß er nicht mehr lange Ruh und Rast in Halle hatte, obschon dieses neue Verständniß seinem Religionssystem gänzlich widersprach. Wie sollt er aber Jakobinen antworten? Sie hatte ihm hierzu keine Anweisung gegeben. Sollt' er sich an den Frater wagen, einen religiösen Mann, der auch schon von Seiten seines edlen Herzens ein solches Verständnis kaum billigen konnte? Doch, nichts ist erfindungsreicher als die Liebe, und ein Fall erzeugt immer den andern. Er, der einmal von seinem festen Vorsaze, Jakobinen zu vergessen, abgegangen war, und dem sein Herz nichts darüber sagte, daß er der Thorheit nahe sey, bedachte sich auch nicht lange, seinen edeln Freund zu belügen, und ihn um die heimliche Bestellung eines Briefes zu bitten, der nichts als Danksagungen für ein zugeschiktes

Geschenk

Geschenk enthielte, das Jakobine ihm heimlich gesendet habe. Der Frater, der von den ersten diese Angelegenheit betreffenden Briefen noch nichts wußte, freute sich des Auftrags, ohne zu träumen, daß der Brief Liebeserklärungen enthielte. Es gelang ihm, denselben bald abgeben zu können, und Philipp hatte dafür gesorgt, daß Jakobine mit ihm auf einerley Rede blieb.

Daß eine solche Liebe, die den Gesezen einmal zuwiderläuft, sträflich sey, beweist schon die unausbleibliche Nothwendigkeit, beständig lügen zu müssen. Wer heimliche Verbindungen eingehen und fortsezen will, der muß auf das Verdienst, ein ofner grader deutscher Mann zu seyn, durchaus Verzicht thun. Es war also die erste Lüge Philipps und Jakobinens, die sie an ihrem edlen Freunde verübten. Es folgten deren mehrere nach, die den Roman glüklich fortführten, bis auf eine entscheidende Katastrophe, wie wir bald hören werden.

Philipp verließ Halle nach einigen Monathen. Er besuchte seine Mutter in Lan-

genwaldau. Der alte Magensaft war nicht so ganz zufrieden damit, daß er sich nach Breslau wenden wolle. Er rieth ihm vielmehr in hiesiger Gegend zu bleiben, und versichert zu seyn, daß er sich seiner bestens annehmen werde. Der Verstand mußte diese Vorschläge sehr annehmungswerth finden. Aber das Herz des jungen Mannes empörte sich dawider. Neue Vereinigung mit Jakobinen war sein Allgedanke, sein unabläßiges Streben, und jedes Wort in Jakobinens Briefe war in seiner Seele ein Wohllaut der schmeichelnden Harmonika. Himmlisch süß ist versöhnte Liebe. Und sollte nicht bey einer Frau, bey einem der großen Welt nicht unkundigen jungen Manne die Wollust an dieser Liebe großen Antheil gehabt haben? — Der Pastor und Philipps Mutter versuchten es auf alle Art, ihn hier zu behalten. Aber alle Bemühungen waren vergeblich. Sie predigten tauben Öhren. Philipp versprach, um sie los zu werden, daß er zurük kommen wolle, wenn er dort sein Unterkommen nicht fände, verließ mit jubelnder Seele Langenwaldau, und

gelangte mit pochendem Herzen in Breslau an.

Als Philipp zum erstenmal in dieser Stadt seinen Einzug hielt, geschah es mit einer Art von tobendem Ungestüm, und mit banger Erwartung. Jezt trugen ihn die Fittige der versöhnten Liebe hieher, und es waren süßere Hofnungen in seinem Herzen, als damals, wo eine geheime Ahndung ihm sein Schiksal weißagte. Um von keiner Seite Verdacht zu erweken, nahm er einstweilen Logis in einem Gasthofe. Er ging gleich am folgenden Morgen zum Rath, und bat, seine Aufwartung machen zu dürfen. Bey einem Haare hätte diese Dreustigkeit das ganze Spiel verdorben. Jakobine gieng eben über den Vorsaal, erschrak, faßte sich aber, nikte Philippen freundlich zu, dräute ihm mit dem Finger, und schlüpfte in ihr Gemach. Der junge Mann verstand Alles. Dieser stumme Empfang entzükte ihn. Er sagte mehr als alle bewillkommende Worte. Aber wie leicht kam nicht Jakobine in Verlegenheit, wenn jemand dabeystand. Wie

leicht war nicht alles verrathen. Doch, jezt in das Zimmer des Raths! Philipp hatte sich als einen Studenten von Halle anmelden lassen, den der Herr Rath bereits aus einem Briefe kenne, und der die Ehre zu haben wünschte, seine schuldige Aufwartung zu machen. Er ward vorgelassen. Ein Herz voll Hofnungen hat Muth die Fülle. Unser Philipp spielte seine Rolle so gut, nahm den Rath so ein, daß dieser nicht nur, wider seine Gewohnheit, sich in lange Unterredung mit ihm einließ, sondern auch seine Frau rief, und sie ihrem Landesmann vorstellte. Dieser erste Besuch lief glüklich ab. Philipp war auf Morgen Mittag zur Tafel geladen.

Aber eh der morgende Tag anbrach, hatte Jakobine schon Mittel und Wege gefunden, ein geheimes Verständniß mit ihrem Lieblinge anzufangen, für den sie nun wieder von ganzem Herzen glühte. Ein alter Hausknecht kam, als es dunkel geworden war, in sein Logis, und brachte ihm ein Briefchen, folgendes Inhalts:

Seit ich Sie, mein Lieber, in Breslau weiß, schlägt mein Herz unruhig, aber freudig. Ich habe noch einmal so viel Muth hier zu leben, da Sie auch hier sind. Lassen Sie sich ja nicht einfallen, je wieder weg zu kommen, es sey denn mit den glüklichsten Aussichten für Sie. Daß ich die Gattin eines andern bin, soll unsre Vertraulichkeit nicht stören. Ich habe gelernt, wie man in großen Städten leben muß, und bin nicht mehr so schwach, an gewissen Vorurtheilen zu hängen. Fern sey es zwar von mir, jemals lasterhaft oder ausschweifend zu werden. Ich liebe meinen Mann so sehr, als man nur immer einen Mann von seinen Jahren und seiner ernsthaften Stimmung lieben kann. Ich ehre und schäze ihn wie meinen Vater. Aber Sie haben ältere Rechte auf mein Herz, und ich begehe gewiß kein Verbrechen, wenn ich Ihnen auch jezt noch ein Pläzchen in demselben einräume.

Nur bleiben sie mir immer fein artig, und erwarten Sie nie zu viel Nachsicht von einer jungen Frau, die zwar Liebe für einen Jüngling empfinden kann, aber darum doch niemals die Pflichten gegen ihren Mann aus den Augen sezen wird. — Sie werden hier durch die Empfehlung meines Manns schon fortkommen. Nur benehmen Sie sich morgen über Tische klug, daß er die Ursache ihrer Anherokunft ja nicht etwa merke. Was in meinen wenigen Kräften steht, werde auch ich zu Ihrer Unterstüzung beytragen. — Auf den alten Niklas, der Ihnen den Brief gebracht, können Sie sicher trauen. Er ist treu und verschwiegen, und mir sehr ergeben. — Alleine werden wir uns anfänglich wohl nicht oft sprechen; aber mit der Zeit wird sich das schon finden. — O ich bin so froh, so hofnungsvoll! Lachen Sie mich nicht aus, Philipp. Ich hätte mich Ihnen nicht so blos geben sollen. Aber Sie kennen ja von alten

alten Zeiten her die offne, gutmüthige, Ihnen so herzlich ergebene

Jakobine.

Ein solcher Brief macht Eindruk auf das Herz eines liebenden jungen Mannes. Philipp konnte ihn noch vor Nachts mit allen Interpunktionen auswendig. Es kam wenig Schlaf in seine Augen. Am folgenden Vormittage puzte er sich gewaltig heraus. Seine Person hatte ohnehin etwas Angenehmes. Der Spiegel sagte dem Thoren, er sey schön. O wärest du, guter Jüngling, deinem Entschlusse, Jakobinen zu vergessen, treu geblieben! Du betrittst eine schlüpfrige Bahn, und die Eitelkeit so wenig als die verbotne Liebe schiken sich zu deiner religiösen Bestimmung. Aber der Taumelkelch der Leidenschaften ist süß, und die Lokungen eines schönen Weibes, deren Reize man schon ein wenig näher als nur obenhin kennt, sind unwiderstehlich! — Es schlug 1 Uhr, die dem gebetnen Gaste festgesezte Stunde. Er flog in das Haus des Raths. Es waren noch einige Freunde vom Hause, Schmaruzer im

gemeinen Leben genannt, bey der Tafel. Dies half das Betragen der Liebenden erleichtern. Die Unterhaltungen bestanden meistens aus Fragen des Raths über Halle und Langenwaldau. Philipps Antworten waren alle kernigt. Sie vergnügten den Rath; Er brachte auch theologische Gegenstände auf die Bahn, und bemerkte mit Vergnügen, daß Philipp in seinem Fache gut zu Hause sein mochte, weil er mit ruhiger Bescheidenheit von diesen Dingen sprach, so sprach, wie man gegen solche, deren Hauptgeschäft dieser Gegenstand nicht ist, davon sprechen muß. Endlich wurde das Gespräch auch auf Philipps künftiges Fortkommen gelenkt. Weit entfernt, sich für Breslau zu erklären, betrug er sich vielmehr so, als ob er nicht wisse, wo er sich hinwenden solle, und als ob er sich nicht von weitem unterstehe, einen Ort wie Breslau zu seinem Aufenthalte zu wählen, der mit würdigern Gottesgelehrten ohnstreitig sehr überhäuft sey, und wo mancherley eigne Einrichtungen die künftige Versorgung einem Fremdlinge nicht wenig erschweren würden. Jakobine ward

roth.

roth. Es war unmöglich ihr einen Wink zu geben, wann nicht das ganze Spiel verrathen werden sollte. Das gute Weib ward Philipps Schlauheit nicht inne. Er wußte sehr wohl, daß die meisten Menschen gern widersprechen, und gemeiniglich grade das rathen, wofür man sich fürchtet. Besonders gehörte der Rath zu dieser Gattung von Menschen. Er sah es immer gern, wenn sein Wort galt, und hatte in so manchen Dingen seine eignen Meinungen, von denen er schwer abgieng. Er nahm jezt das Wort, und behauptete, daß ein Anfänger in einer großen Stadt fast in jedem Fache mehr Aussichten habe, als in einer kleinen. In so manchem Betracht war das wahr. Es ward ihm natürlich von allen Seiten zugegeben. Vergnügt über den Beyfall wollte er an Philipp ein Beyspiel statuirt wissen, und rieth ihm mit allem Ernste, sein Fortkommen in Breslau zu suchen. Die List war also gelungen; Philipp hatte weiter nichts zu thun, als sich noch ein wenig furchtsam zu stellen, und dann zu sagen, daß er sich doch wohl vielleicht darzu entschlüßen

könnte, da sein einsichtsvoller Herr Wirth ihm darzu rathe, wofern er nur hoffen dürfe, daß dieser ihm seine hohe Protektion angedeihen lassen werde, als welches freylich bey seinem Wagestük seine aufheiterndste Aussicht seyn müsse. Der Rath lächelte, versprach es mit ablehnender Bescheidenheit, und es war so gut als entschieden, daß der Herr Kandidat hier bleiben werde. Jezt merkte Jakobine ihres Lieblings List. Sie freute sich des Gelingens, und ein großer Stein fiel von ihrem Herzen. Die Schmaruzer redeten noch ein langes und ein breites von der Sache, und blieben insbesondere dabeystehen, daß der Herr Kandidat es ohne das mindeste Bedenken wagen könnte, da der Herr Rath ihm ihre hohe Protektion zusicherten. — Das Gespräch ward nun unbeschreiblich fade. Der Wirth brach es ab, stand auf, und gab mit höflicher Manier zu erkennen, daß er allein seyn wolle. Philipp ward gebeten, zuweilen einzusprechen, und ihm gesagt, daß er immer willkommen seyn werde. So schloß sich dieser Tag für die Liebenden. Philipp, der auf der Fürstenschule erzogne

und

und auf seinem Studierzimmer gebildete Philipp, wagte sich in die große Welt, thats mit Beyfall; niemand merkte ihm sein Theekesselleben an; ihm selbst war es fast ein Räthsel, daß alles so gut von statten gieng. Es ist doch viel, daß manche Menschen sich augenbliklich in jede veränderte Situation werfen können. Diesen Nachmittag besah Philipp das Aeusere von Breslau. Er besuchte den Juden, der ihn kalt empfieng. als er aber sagte, daß er beym Rath *** gespeist, und dieser ihm gerathen habe, hier sein Glük zu versuchen, so ward er nach gerade verbindlicher, und erbot sich zu Philipps Diensten. Ueber alles freundlich empfing ihn die Tochter. Sie schien es gar nicht verbergen zu wollen, daß ihr der schöne christliche Schriftgelehrte nicht wenig gefalle. Aber ihr Wohlwollen brachte ihr keinen Gewinn. Denn jezt war Philipp todt für alle andre Mädchen.

Den folgenden Tag besuchte Philipp den Frater. Dieser wußte nicht, ob er seinen Augen trauen solle. Doch war er äuserst ver-

vergnügt, seinen Erretter hier zu wissen. Sein Auge glühte für Verlangen, sich gegen ihn recht dankbar zu beweisen und er erbot sich zu allen möglichen Dienstleistungen, die der Kandidat während seines Hierseyns, bedürfen werde. Er glaubte lange, daß Philipp nur auf einige Zeit hergekommen sey. So wollt' ich auch nur, sagte dieser, indem es ihm nicht schwer ankam, einen Freund, den er schon einmal belogen hatte, auch zum zweytenmal zu belügen; aber das Zureden einiger Freunde und Gönner hat mich zu dem Entschluß gebracht, zu versuchen, ob ich nicht hier mein Unterkommen finden könne. Der Frater war herzlich erfreut über diese Nachricht. Er versprach, seiner Seits alles mögliche zu seines Freundes Zufriedenheit beyzutragen. Vor diesmal trennten sich diese zwey einander wirklichliebenden Personen bald, weil der Frater Geschäfte hatte.

Philipp lernte diesen Mittag über der Mahlzeit in seinem Gasthofe einen Mann kennen, der viel Auszeichnendes an sich hatte. Er war von mittlern Jahren, un-

tersezter Statur, schwarzbraun, kurz und entschlossen in seinen Reden, und von troziger Miene. Er sprach zu allen vorkommenden Gegenständen mit gleich guter Kenntniß, und alle Anwesende schwiegen, wenn dieser Donnerer den Mund aufthat. Bey alle dem leuchtete etwas Gutmüthiges aus seinen Augen. Philipp beschloß fest in seinem Herzen, mit diesem charakteristischen Manne nähere Bekanntschaft zu machen. Vor heute war aber darzu kein Rath. Nach dem Essen schnallte der Bramarbas ein großes Couteau um, und gieng trozig aus dem Zimmer. Zeidelbär fragte den Wirth, ob dieser Mann hier im Hause logire. Dieser bejahte es. Philipp war vergnügt darüber, und konnte nun mit einiger Gewißheit darauf rechnen, daß er seinen Mann näher kennen lernen würde. Diesen ganzen Tag hörte und sah der gute Kandidat nichts von Jakobinen. Er muste sich also ohne diese Erquikung zu Bette legen.

Am folgenden Morgen stieg etwas langsam über den Saal auf sein Zimmer zu.

Die

Die Thüre gieng auf, und der Bramarbas trat herein. Sie haben, sagte er zum erstaunten Zeidelbär, gestern gegen den Wirth hier im Hause geäusert, daß Sie mich näher kennen zu lernen wünschten. Hier bin ich. Was steht zu Ihren Diensten? Mit diesen Worten blieb er mittelst in der Stube stehn, und sah Philippen starr an. Dieser war etwas verlegen. Doa, faßte er sich, und sagte nach einem gewöhnlichen Kompliment, das jener bloß mit ein paar steifen Verbeugungen beantwortete, daß er aus seinen Augen so etwas gelesen zu haben glaube, woraus man auf unglükliche Schiksale schliessen könne. Wohl hatte ich diese, erwiederte der Fremdling. Glauben Sie, junger Mann, so leicht und fröhlich Sie hier da stehn, war ich auch. Jezt ist mir das Leben zur Last, und die Welt zu enge. Ich taumle von einem Ort zum andern, und habe allen Freuden unversöhnlichen Haß geschworen. Philipp bedauerte ihn; Sie wurden durch die Ankunft des alten Niklas unterbrochen, der ein niedlich gebrochnes Briefchen brachte. Philipp ward roth und

verse-

verlegen. Der Fremde gieng, und sagte im Weggehen: Gewiß von einer Dame! Armer Mann, laß dich nicht blenden. Trau den Weibern nicht! Adieu, wir werden uns näher kennen lernen. — Das alles hörte Zeidelbär nur halb, denn schon begann er den Brief zu lesen. Jakobine lud ihn ein, am Nachmittage auf eine gewisse Promenade zu kommen, indem sie allein spazieren gehn werde, und seine Unterhaltung wünsche. Freude durchsäuselte den ganzen Kandidaten. Er gab mündlich, so wurde es verlangt, zur Antwort, daß er sich einstellen werde. Ueber dem Mittagsessen zog ihn der erwähnte Fremde — er nannte sich Tollenstein — mit dem Briefchen auf. Die Tischgesellschaft hatte diesen Geniemann noch nie lächeln gesehn. Sie staunte also über seinen Scherz mit diesem Jünglinge. Aber er hatte einmal etwas an Philipp gefunden, das ihm behagte. Sein Herz neigte sich zu ihm hin. — Philipp konnte vor unruhiger Freude nicht essen. Er fand sich lange vor der bestimmten Zeit auf dem festgesezten Plaze ein.

Nach langem Harren erschien endlich Jakobine in einer Florkappe. Damals trug man diese Dinger stark, und diese Mode kam ihr zu statten. Sie hieng sich zärtlich an Philipps Arm, und, der Gegend kundig, führte sie ihn auf einsame Gefielde, wo kein Mensch lustwandelte, da es ohnehin noch nicht völlig grün, und wenig Anmuth im Freyen zu finden war. Die beredten Zungen konnten nicht Worte finden, von ihren vorübergegangnen und gegenwärtigen Gefühlen zu schwazen. Keines machte dem andern Vorwürfe, und schon war es beyden so natürlich, daß Jakobine die Gattin eines andern seyn mußte. Verstohlne Liebe ist doch immer süßer, als öffentliche. Uebrigens will ich meine Leser mit den Unterhaltungen bey dieser zärtlichen Zusammenkunft nicht erst beschäftigen. Das Merkwürdigste davon war, daß Jakobine ihrem Geliebten Verschwiegenheit und Klugheit fest einband, und daß sie unter sich ausmachten, nicht immer an einem und demselben Orte, sondern bald da bald dort zusammen zu kommen. Auch fanden beyde es gut, daß Phi-

lipp

lipp zwar nicht eben selten, aber doch immer nur auf ganz kurze Zeit ihrem Gemahl die Aufwartung mache, außer wenn er längern Besuch selbst verlange.

Wir kehren zu unserm Ritter Tollenstein zurük. Noch diesen Abend gieng Zeidelbär auf sein Zimmer. Dieser freute sich über seinen Besuch. Sie verbannten bald alles lästige Ceremoniel aus ihrer Mitte. Tollenstein ließ Wein auftragen, der beyden die Zunge löste. Er gab den Bitten Philipps, ihm seine Lebensgeschichte zu entwerfen, um so eher nach, und erzählte ihm folgendes:

19.

Ich bin ein gebohrner Pole, und heiße eigentlich S***y. Mein Vater hatte ein kleines Gut, das meine Eltern nebst mir und zwey Schwestern kümmerlich nährte. Er diente der Kronarmee, und fand in den damaligen innern Unruhen des Reichs sein Lebensende, als ich noch ein angehender Jüngling war. Unser Gut hatte unglaub-

lich gelitten. Wir konnten es nicht behaupten. Meine Mutter verkaufte es, und zog mit meinen Schwestern nach Cracau. Ich kam zu meinem Onkel, meines verstorbnen Vaters Bruder, der ein reicher Herr war und beträchtliche Güter an der Warthe erheirathet hatte. Er hatte keine Kinder, auch nicht Hofnung welche zu bekommen. Daher gieng es mir in diesem Hause sehr wohl, und ich verehre diese meine Pflegeltern noch in der Asche mit redlichem Danke. Indessen fehlten sie doch in so manchem Betracht bey meiner Erziehung. Sie überließen mich zu sehr mir selbst; sie nahmen mich zu oft in die Gesellschaften der Erwachsenen mit. Man weis, wie sehr unter diesem Himmelsstriche die Sittlichkeit ohnehin vernachläßigt wird, geschweige in jenen unruhigen Zeiten, wo alles bunt durch einander gieng. Wir hatten ein weitläuftiges Schloß, in welchem fast vor immer Fremde als Besuch zugegen waren, die aus Polnischen und Schlesischen Herrschaften bestanden. Alle diese waren mir hold, und ich lag zu halben Tagen auf ihren Zimmern, lernte da müßig gehen,

spielen, und freymüthig gegen die Mädchen werden. Die Damen nahmen es sich gar nicht übel, in Gegenwart meiner, da ich nur noch als ein Knabe betrachtet wurde, sich aus und anzukleiden, ihre Halstücher und Mieder abzulegen, mit ihren Männern zu liebeln, oder wohl gar in meinem Daseyn sich zu Bette zu legen. Die Herren karessirten mit den Kammermädchen, und die Bedienten wurden von den Damen mit zu weit getriebner Herablassung behandelt. Es konnte nicht fehlen, daß meine Leidenschaften zu früh reiften, mein Charakter zum Leichtsinn sich hinneigte, mein Geist am Müßiggange Vergnügen fand, indes mein Betragen, meine äuserliche Bildung dabey gewann, und mich überall beliebter machte.

Bis zum achtzehnten Jahre war ich in dem erwähnten Hause. Man hielt mir einen Hofmeister, der nichts verstand, der sich um mich wenig bekümmerte, seinem Vergnügen nachgieng, und froh war, wenn wir nur die festgesezten Lehrstunden hingeleyert hatten. Aus natürlicher Gutmüthig-

keit wollte mein Onkel ihn nicht verabschieden, wiewohl er mehrmals merkte, daß ich bey seiner Führung zurük blieb. Er traf daher einen Ausweg, und schikte mich nach Posen, um da sowohl in Wissenschaften als Städtischen Sitten vollkommner zu werden. Ich kam in das Haus eines Schulmannes, der mich ziemlich kurz hielt. Das that mir nun verzweifelt bange. Ich Thor sah freylich ein, daß es zu meinem Besten diente. Besonders schmerzte mich die Entfernung von allem weiblichen Umgange, denn meine Zeit war so vertheilt, daß mir zu Gesellschaften nichts übrig blieb, als einzelne Stunden, und noch mußte ich jeden meiner Gänge anzeigen. Posen war indessen nur eine kleine Tagereise von unserm Gute entfernt, und ich reiste daher meistens monatlich einmal zu meinem Onkel, woselbst ich dann ein paar Tage von meinem Klosterleben mich erholte. Als ich drey Jahr in Posen zugebracht hatte, rief mich mein Onkel zurük. Eine langwierige Siechheit nagte an seinem Leben. Die Verwaltung seiner Güter fiel ihm zu schwer. Er wollte an mir einen Gehülfen

haben. Ich befolgte diesen Befehl mit Freuden, denn ich schmachtete nach Freyheit. Sogleich nach meiner Rükkehr übergab mein Onkel mir die Aufsicht über den ganzen ökonomischen Theil seiner Güter. Dies war für mich ein angenehmes Geschäft. Ich hielt die Pachter und Verwalter so kurz, als mich mein Lehrer in der Stadt gehalten hatte. Alles gewann unter meiner Direction ein andres Ansehn, und wir konnten jezt noch einmal so viel Gäste bewirthen, als sonst, ohne unsre Revenüen verringert zu sehen.

Unter den Personen, die des Sommers oft bey uns waren, befand sich eine Gräfin, eine Wittwe von etwa dreyßig Jahren, die bildschön war, aber die Betschwester machte, oder wenigstens zu machen affektirte. Diese Dame gab den Armen viel, sang früh und Abends geistliche Lieder, betete vor und nach der Mahlzeit, las die Bibel, besuchte alle Sonntage die Kirche, meistens Dinge, die unter dem Adel dieser Gegend fremd waren. Vorzüglich aber vermehrte es den Geruch der Heiligkeit dieser Dame, daß man

sie von allen Sünden wider das sechste Gebot völlig rein glaubte, denn niemand wußte etwas von der Art auf sie zu bringen. Ich dachte in meinem Herzen oft drüber nach, wie es möglich sey, daß eine so schöne, für Wollust und Vergnügen geschaffne Frau, die noch dazu niemals Kinder gehabt hatte, indem ihr Mann wenig Monate nach der Vermählung mit ihr verstorben, und nun schon lange Jahre todt war, der Einsamkeit so nachgehen, unaufhörlich beten, und auf alles sinnliche Vergnügen Verzicht thun könne. Es war mir vorgekommen, als ob Zwang in ihrem Betragen herrsche. Ich nahm mir vor, einen Sturm auf sie zu wagen, denn ich schmeichelte mir, daß zärtliche Anträge von einem feurigen Jünglinge, den sie an Jahren weit übertraf, ihr höchst willkommen seyn müßten, wofern anders ihre Abneigung Heucheley sey. Aber seys nun, daß sie mich wirklich nicht leiden konnte, oder fürchtete sie, daß ich mich meines Siegs rühmen möchte — genug, sie schlug meinen Sturm tapfer ab, und fand sich unglaublich beleidigt, daß ein solcher Näscher ihr von Zärt-

lichkeit vorschwazen wolle, die doch ohnehin ganz wider ihre Grundsäze sey. Ich zog mich zurük, und bekam Ehrfurcht vor ihr; denn meine Eitelkeit wollte mich bereden, sie müsse nun wohl wirklich eine Heilige seyn, da sie mich nicht lieben wolle. Aber ich erfuhr zu meinem Schaden bald das Gegentheil.

Wir hatten in unserm Garten vortrefliche Lauben von Lerchenbäumen, mit dazwischen gesezten Buchen, die so künstlich angelegt waren, daß immer zwey große die dritte kleine verbargen, in deren Mitte dann eine Fontaine mit gedämpftem Sprunge träufelte, und von Rosenheken umzingelt war. Die Bänke waren in Gestalt eines Sopha innerhalb der Hekenwände angebracht. Heiliges Dunkel beschattete sie, und der Flötenton der Nachtigallen gewährte hier dem Ohre den süßesten Zauber, abgewechselt vom sanften Geriesel der Fontaine. Hier schlug in den duftenden Sommernächten so manches Schäferstündchen, und manche jungfräuliche Rose fand hier ihr Grab. Diese Lauben waren auch mir oft Lieblingsaufenthalt.

Einst gieng ich am Abend beym Schimmer des Mondes in eine von denselben. Wer drinn war, konnte den Kommenden, und wer hineingieng, den drinn Sizenden wegen dem Fall des Wassers nicht hören. Wie vom Blize gerührt stand ich auf einmal vor unsrer Betschwester, die ausgestrekt auf dem Sopha lag, und mit einem unsrer Bedienten sich wie im Stande der Unschuld vergnügte. Dieser Kerl war in der That schön, breitschultrig, von derben Waden, mit einem Wort viel versprechend. Das Pärchen ward mich nicht eher gewahr, als bis ich schon wieder umkehrte. Der Bediente, der die Schlupfwinkel wußte, war wie ein Pfeil durch die Heke. Die Gräfin, glühend wie ein Scharlach, rief mich voll Wuth zurük, und drohte mir, mich zu vergiften, wenn ich ein Wort von dieser Begebenheit über meine Lippen gehen ließe. Dies verdroß mich. Ich fühlte mich beleidigt über die Befehle einer Person, der ich keinen Gehorsam schuldig war. Es kam zwischen uns zum starken Wortwechsel, und endlich gab ich in der Hize der Gräfin eine derbe Maulschelle. Wütend

tend zog diese heuchlerische Dame einen kleinen Dolch aus ihrem Busen, und stach nach mir. Es wird Ihnen, lieber Mann, vielleicht nicht bekannt seyn, daß viele unsrer adlichen Damen Dolche in geheim bey sich führen. Ich war unbewafnet, und da es mir nicht gelang, ihr das Gewehr aus der Hand zu winden, auch ich die Rükkehr des Bedienten auf den Lerm befürchten mußte, der natürlich Parthey wider mich genommen haben würde, wobey ich folglich mein Leben leicht hätte einbüßen können, so nahm ich die Flucht. Gleich am folgenden Morgen entdekte ich den ganzen Vorgang meinem Onkel und bat mir seinen Rath aus. Er erschrak darüber gewaltig. Die Gräfin war eine der angesehnsten Damen in der ganzen Gegend, und eine genaue Freundin von seiner Gemahlin. Er wollte nicht gern in offne Feindseligkeiten mit ihr gerathen, welches unausbleiblich geschehen wäre, wenn er die Gräfin sich entfernen heißen, und den Bedienten verabschiedet hätte. Indessen war doch, so wie die Sachen jezt standen, mein Leben in augenscheinlicher Gefahr; und

selbst

selbst dann, wenn beyde Personen entfernt waren, konnte ich vor Vergiftung oder Meuchelmord nicht sicher bleiben. Wer die Rachsucht und Grausamkeit, die unter dem dortigen hohen Adel damals zu finden war, kennet, der muß wissen, in welcher augenscheinlichen Gefahr ich schwebte. Es war also hier kein andrer Rath, als mich auf eine geraume Zeit unter irgend einem Vorwande zu entfernen, bis die alles vergessen machende Zeit ihren Schleyer um diese Begebenheit gehüllt, und das Gemüth der Gräfin besänftigt haben würde. Wie höchst ungern mein Onkel mich von sich ließ, können Sie leicht denken. Wir trennten uns mit bittern Thränen, und ich fuhr noch denselben Tag mit meines Onkels Equipage von dannen, mit dem Entschluß, mich einige Zeit in Rußland umzusehen.

An eben diesem Vormittage war auch die Gräfin, ohne Abschied von meinem Onkel und von meiner Tante, plözlich abgereist, weil sie ohnfehlbar befürchtet hatte, sie werde nun sogleich im ganzen Schlosse mit

Schande gebrandmarkt werden. Dies wußte ich nicht. Auf einmal sahe ich durch das Glas in meiner Chaise ihre Equipage schnell hinter mir drein fahren, als wir bereits einen drey Stunden von meines Onkels Schlosse entfernten Wald erreicht hatten. Ihre Pferde liefen schnell, und holten mich ein. Ihre Leute mußten mich erkannt haben, denn im vorbeyfahren drükte sie ein Pistol auf mich los, fehlte aber, und traf meinen Kutscher. Ich war in der äuserſten Wuth, und würde ohne diesen fatalen Zufall ihr und ihren Leuten gewiß die Spize geboten haben. Aber ich und mein Bedienter hätten doch auf alle Fälle gegen vier Personen den Kürzern gezogen. Ich sezte mich also auf den Kutschersiz, ließ den Kutscher in den Wagen sizen, und übte meinen Unmuth an den Pferden aus, die in kurzer Zeit ein noch ziemlich entfernt gewesenes Dorf erreichten. Ein alter Schäfer nahm hier des Kutschers Wunde in Augenschein, erklärte sie von Gefahr frey, verband sie, und wir sezten unsre Reise fort. In Warschau, das wir nach drey Tagereisen glüklich erreichten, ob wir schon

etlichemal angehalten wurden, schikte ich meine Pferde zurük, und gab meinem Onkel von jenen Begebenheiten Nachricht, warnte ihn auch wegen seines eignen Lebens auf seiner Hut zu seyn; denn einer so bösartigen Betschwester war jede Niederträchtigkeit zuzutrauen.

In Warschau hatte ich Anverwandte von mütterlicher Seite, die mich mit herzlicher Liebe empfingen, und es durchaus nicht zugaben, daß ich jezt nach Rußland reisete, theils weil sie mich gern einige Monat bey sich behalten wollten, theils auch weil es nach Weißrußland jezt höchst unsicher reisen sey, da die allgemeinen Unordnungen eine Menge Freybeuter und Spizbuben veranlasset hatten, die selten eine gute Prise ungenekt vorbeyschlüpfen ließen. Die Wahrheit zu gestehen, es gefiel mir in Warschau. Mein Onkel, ein angesehner Magnat, hatte so liebenswürdige Kinder, und unter andern ein so zartes, dabey aber feuervolles Mädchen, daß es bey mir gar nicht so dringender Bitten bedurft hätte, mich auf ein langes Hierbleiben anheischig zu machen.

Ich blieb also, und war in wenigen Tagen so eingewohnt, wie ein Kind von Hause.

Die Tochter des Magnaten, die ich bereits erwähnte, war ein blondes Mädchen von siebzehn Jahren, schön wie Hebe, schalkisch durch und durch, sanft dabey, wenn sie es seyn wollte, hartherzig gegen die Männer, und doch lieber in männlicher als in weiblicher Gesellschaft. Sie machte sich den Augenblik mit mir zu schaffen, tadelte, spottete mich, und doch glaubte ich etwas Zuneigung durchschimmern zu sehen. Ich beschloß bey mir selbst, ihr Herz genau auszuforschen. Aber es vergiengen nur wenig Tage, als ich so tief im rosenfarbnen Nez der Liebe verstrikt war, daß mir keine Zeit zum Ausforschen weder des Herzens noch des Charakters übrig blieb, und ich durch eine Nebelkappe nichts als Reize, nichts als Vorzüge sah. Mit Entzüken denke ich noch an diese goldnen Tage zurük. Denn obschon Nanette, so hieß das Mädchen, mich nicht gleich erhörte, und mit meinen Seufzern bloses Gespötte trieb, so gab es doch auch

Zeiten, wo sie meine Ergebenheit mit unglaublicher Anmuth vergalt. Der Druk ihrer weichen Hand war so unaussprechlich sanft, und der halb gegebne halb verweigerte Kuß so süß, daß man ein ganz neuliebender Jüngling seyn muß, um es nachempfinden zu können. Freylich schmerzte es mich desto tiefer, wenn sie manchmal wieder einen ganzen Tag kalt wie Eis war, und sich wenig oder gar nicht um mich bekümmerte. Ich Thor verstand es nicht, daß eben dadurch meine Zärtlichkeit immer neuen Schwung, neues Leben bekam. Immer gleicher unverweigerter Genuß erzeugt im feinern und gröbern Sinn genommen endlich Kälte, wenigstens Gleichgültigkeit. Merken Sie sich das, mein Schaz; denn daß Sie verliebt sind, werden Sie mir wohl nicht erst leugnen wollen. Es ist eine abgedroschne oft gesagte Regel, die aber doch noch lange nicht genug beherzigt wird. Doch, um mich kürzer zu fassen, **Nanette** neigte sich immer mehr und mehr zu mir hin. Sie hatte noch nie wirklich geliebt. Jezt liebte sie wirklich. Die Liebe machte sie sanfter,

beständiger, weniger flatterhaft, weniger spöttisch. Niemand bekümmerte sich um unsre Verhältnisse, weil man uns für zu nahe Freunde hielt, um adamitische Liebe zwischen uns zu befürchten. Trete doch ja niemand auf diese Brüke. Die Natur hat nirgends einen Schlagbaum vorgezogen.

Als ich etwa zwey Monat in Warschau gewesen war, erhielt ich plözlich einen schwarzgesiegelten Brief. Ich erkannte sogleich die Hand meiner Tante, und ahndete die Wahrheit. Mein Onkel, der sich seit einiger Zeit besser als vor einigen Jahren befunden hatte, ward plözlich krank, und starb am dritten Tage der Zuwandlung. Er hatte herzlich nach mir verlangt, hatte, weil es unmöglich schien, mich zu erreichen, ein Testament machen wollen, aber der Tod hatte ihn übereilt. Ob eine schnelle Rükkehr seiner vormaligen Zufälle, oder ob Schikane der Gräfin, von der mein Onkel wahrscheinlich mit Vorsaz, in seinem einzigen nach Warschau mir geschriebnen Briefe, nicht ein Wörtchen gemeldet hatte, im Spiel gewesen sey, kann und

will ich nicht entscheiden. Alle jene Nachrichten meldete mir meine Tante, und versicherte dabey, daß sie dieses Todesfalles wegen nicht aufhören werde, mich zu lieben, und mich sowohl als meine Mutter und Schwestern zu unterstüzen. Dieser Schlag des Schiksals verwundete mein Herz tief. Dahin waren auf einmal alle meine glänzenden Aussichten auf irdisches Glük; denn nach den Heirathsverträgen meiner Tante war sie Universalerbin ihres Gemahls, welches er im umgekehrten Fall auch von ihr gewesen wäre, und es war nun nichts bestimmt, wie es nach ihrem Tode gehalten werden solle. Ob ich nun schon von ihr so schmeichelhafte Versicherungen erhielt, so war es doch ungewiß, ob ihre Gesinnungen gegen mich gleich bleiben, und ob ihre Anverwandten mir nicht den Rang ablaufen würden. In dieser traurigen Lage wurden meine hiesigen Anverwandten mir unendlich werth. Sie trösteten mich alle liebevoll und der Onkel sagte mir mit Hand und Mund zu, daß er mich nachdrüklich unterstüzen würde. Seine Versicherungen hätten gewiß bey mir noch

mehr

mehr Eingang gefunden, wenn der gute Alte nicht von einer schiklichen Verbindung für mich gemunkelt hätte, die er mit einer reichen Nichte seiner erstern verstorbnen Gemahlin für mich im Sinne hatte. Dies beunruhigte mich ein wenig, und indem es auch Nanetten zu beunruhigen schien, so war mir dies der schmeichelhafteste Beweis von ihrer Zärtlichkeit gegen mich. Auch ihre Theilnehmung an meinem Verluste war die stärkste unter allen im Hause. Thränen waren sonst nicht leicht ihre Sache; aber jezt weinte sie mehrmals in meiner Gesellschaft. Wer hätte im Genusse dieser himmlischen Theilnehmung nicht Ruhe fassen sollen? Ich vergaß meinen Onkel im Arme der Zärtlichkeit nur zu bald. Aber die Strafe folgte auch auf dem Fuße nach.

Mein Entschluß nach Rußland zu reisen, war ganz ins Vergessen gerathen, und ich hatte auch nun, frey gestanden, nicht mehr die Kosten dazu. An die vorgeschlagne Verbindung mit einer von des Onkels Nichten war ebenfalls nicht weiter gedacht worden.

Unter abwechselnden Gefühlen der zärtlich- sten Liebe und der peinigenden Eifersucht war mir in Warschau ein Jahr schnell verflossen. Sie staunen, guter Freund, daß ich auf ein- mal von Eifersucht spreche? Diese war bey mir unausbleiblich. Hören Sie die Grün- de dazu. Es giengen in unserm Hause viel trefliche junge Leute aus und ein. Nanet- te war von Kindheit an einen freymüthigen Umgang gewohnt. Ihr Charakter war von Natur flatterhaft. Ich, der ihr zu Liebe allem andern weiblichen Umgange entsagte, wie ein Mönch lebte, alle seine Freuden nur auf ihre Gesellschaft einschränkte, kurz, gar der Mann nicht mehr war, wie auf dem Gute meines seeligen Onkels, ich verlangte, hofte, wünschte wenigstens, daß Nanette ebenfalls für alle andre Männer ganz tod, nur für mich leben sollte. Aber es kam mir vor, als ob sie zuweilen auch andre freund- lich ansähe, mit andern zu viel spräche, zu oft meinen Umgang gleichgültig fände. Das war ohnstreitig Grille. Aber Grille wars wohl nicht, wenn es mir schien, als ob Nanette vermöge ihrer angebohrnen Unbe-

ständigkeit mich anfinge überdrüßig zu werden, und als ob der tägliche Genuß ihre Liebe erkalten machte. Freylich gehörte ein feines Gefühl und jener hohe Grad von Zärtlichkeit dazu, den ich gegen das Mädchen empfand, um dies zu bemerken. Aber der Erfolg rechtfertigte mich auch. Ich hatte mich nicht geirrt. Die Zeit war da, daß meine Binde abfallen, daß es helle vor meinen Augen und Nacht in meinem Herzen werden sollte.

Laut pochte mein Herz für Ahndung und Unwillen, als Nanette einst bey einem traulichen Spaziergange mit feinen Umschweifen meine vorgehabte Reise nach Rußland auf die Bahn brachte. Unwiderstehlich drang sich mir der Gedanke auf, daß das Mädchen meine Gegenwart überdrüßig habe. Offen und freymüthig von Natur gestand ich ihr diesen Verdacht ohne Umschweife. Sie vertheidigte sich mit Feuer, und ich war wirklich so schwach, zu glauben, meine Laune habe ihre schuldlosen Fragen blos übel ausgelegt. Nanette, die wohl fühlen mochte, wie wenig ich ihre Untreue verdiente,

suchte mein Zutrauen zu erhalten, und betrug sich aufs neue zärtlicher als je gegen mich. Dies wiegte mich in wohlbehagenden Schlummer. Ich war einige Wochen wieder sehr glüklich.

Einst war ich auf einem öffentlichen Hause. Ein junger polnischer Graf, schön und feurig, der zu seltnen Zeiten in unser Haus kam, saß an einem Tische, und spielte eifrig Schach. Ich stand ihm gegen über, aber weil er den Kopf auf die Hand stüzte, bemerkte er mich nicht. Es war heiß im Zimmer. Er hatte sich die Weste geöfnet. Der Busenstreifen gab sich auseinander, und er hatte ein kleines Portrait auf der bloßen Brust hängen. Durch eine glükliche oder unglükliche Wendung, und vermittelst meines guten Gesichts erkannte ich die Züge desselben sehr genau. Beym Himmel! es war Nanettens Bild. Ich wünschte mich geirrt zu haben, trat näher, überzeugte mich nur noch mehr, glühte für Schaam und Verdruß, und entfloh unerkannt. Ich kam nach Hause, begegnete Nanetten kalt, die

mich anstaunte, ging wieder aus, und kam erst spät am Abend, da alles schon in den Federn war, in mein Logis. Diese Nacht schlief ich wie ein Fieberpatient. Doch hatte ich am Morgen herausgeträumt, daß ich mich zwingen müsse, wenn ich ganz hinter das schrekliche Geheimniß kommen wolle. Ich gieng also am folgenden Morgen, und suchte Nanetten nach meiner gewöhnlichen Weise auf. Sie warf mir meine gestrige Unart vor. Ich entschuldigte mich mit blutendem Herzen, und Nanettens einnehmende Fröhlichkeit war jezt Gift und Galle für mich. Eben so schändlich erschien ich mir als Lügner und als Spion. Aber wie konnt' ich anders? Es vergiengen zwey Tage, ehe ich nur einen einzigen Schritt meinem Zweke näher kam, und die Maske ward mir unbeschreiblich lästig. Am dritten Tage fand ich in Nanettens Zimmer ihr Schreibpult offen, das sie aus Nachlässigkeit offen gelassen hatte, als sie in die Messe gefahren war. Wie ein Tyger fiel ich über dasselbe her, und fand — unvergeßlicher Anblik — Briefe von jenem Grafen, nicht

weniger als Neunzehn. Alle athmeten die innigste Zärtlichkeit. Gern hätt' ich sie alle entwandt. Aber ein innrer Vorwurf, daß ich widrig gehandelt habe, in Nanettens Abwesenheit ihre Geheimnisse zu durchsuchen, widerrieth mir dies. Ich nahm nur zwey von ihnen, schlich mich eilends davon, und las dieselben auf meinem Zimmer mit langsamer Verzweiflung. Sie waren so unleugbare Zeugen von Nanettens Untreue, sezten so gewiß auch ähnliche Zuschriften an den Grafen von ihr voraus, daß Zweifel Thorheit gewesen wäre. Diese Urkunden deuchteten mir mein Todesurtheil zu enthalten; jede Zeile versezte mir einen neuen Dolchstich.

Bey dieser zulezt erzählten Szene seufzte Philipp tief. Aber der ins Feuer gerathne Tollenstein bemerkte es nicht, und fuhr in seiner Geschichte folgendermaasen fort: Nanette kam aus der Messe. Sorgenleer hüpfte sie aus dem Wagen, fröhlich trallerte sie die Treppe hinauf. Ich wollte eben herunter gehen. Muthlos trat ich zurük und verbarg mich hinter die offenstehende Thüre

des

des Vorsaals. O wie oft sehn doch die Frauenzimmer schuldlos aus wie Engel, indes ihr Herz voll Betrug ist! Mittags war ich genöthigt, bey Tafel zu erscheinen, weil fremder Besuch da war. Verstört und wie in düstre Gewitterluft gehüllt wankte ich in den Speisesaal, sezte mich mit niedergeschlagnen Augen, wagte keinen Blik auf Nanetten. Sie warf mich etlichemal mit Bonbons. Ich sah sie nicht an. Sie hielt es für eine von meinen Männerlaunen, ließ mich gehn, und schäkerte mit ihrem kleinen Bruder. Lauter Dolchstiche für mich. Nach der Tafel schlich ich mich sogleich fort. Ich war der quälenden Täuschungen müde, sezte mich, schrieb einen Brief voll bittrer Vorwürfe an Nanetten, und ging aus. Urtheilen Sie von meinem Schreken, als nach einigen Stunden der erwähnte Graf mit Nanetten, die meinen Brief wahrscheinlich noch nicht gelesen hatte, sondern als ich ihn schikte, schon ausgegangen gewesen war, auf einer einsamen Promenade zärtlich daher spazierte. Schimpflich deuchte mirs, wieder hinter die Heken mich zu verbergen, wie am Morgen

hinter die Thüre. Ich trat hinter einen starken Baum, und als das Pärchen näher kam, vertrat ich ihm den Weg. Herr Graf, rief ich erzürnt, meine Rechte auf dies Fräulein sind älter, als die Ihrigen. Sie rauben mir mein liebstes Gut. Ich mag ohne Nanettens Besiz nicht leben. Liebe und Ehre fordert den Zweykampf. Entschlüßen Sie sich. — Beyde standen versteinert. Aber bald erzürnte der Graf, brauste auf, und zog, ohne ein Wort zu sagen, den Degen. Der Kampf war hart. Nanette schrie, als ob sie gespießt würde. Vielleicht wußte sie nicht, ob sie laufen oder bleiben sollte. Ich will gern glauben, daß sie uns beyde liebte. Sicher war ihr Herz weit genug für zwey Anbeter. Aber sie verdiente diese grausame Lage. — Ein entscheidender Stoß meines Degens in den Unterleib des Grafen strekte ihn sinnlos hin. Nanettens Unentschlossenheit stieg zur äusersten Höhe. Aber ich entriß sie derselben, sagte der Treulosen ewiges Lebewohl, empfahl ihr die Sorge für den Grafen, und nahm die Flucht.

Unter-

Unterdessen waren durch Nanettens Geschrey einige Leute herbeygelokt worden. Man sah den Grafen in seinem Blute liegen, nahm sich seiner an, und es fiel niemand ein, mich zu verfolgen; welches wohl auch eben nicht sehr zu verwundern war, da man aus einem Duell nicht viel machte. Ich gelangte ohne Anstoß einige Meilen weg, und da ich mich auf meine Füße verlassen konnte, so ward mir die Flucht durch waldigte Wege nicht schwer. Aber was sollt' ich nun anfangen. Eine goldne Uhr, Tabatiere und etliche Ringe von Werth, nebst einigen Goldstüken waren meine ganze Baarschaft. Wie lange sollt' ich mich davon halten? Ich konnte mich an meine Tante im Posenschen wenden, denn die Gefahr wegen des Zweykampfs ist in Polen so groß nicht, und sie wäre noch geringer gewesen, hätt' ich nicht den Grafen gleichsam mit Gewalt zum Schlagen aufgefordert, und hätt' ich mich nicht vor ihm und seinen Verwandten fürchten müssen. Aber wie konnt' ich ihrer Unterstüzung gewiß seyn? Und wer stand mir davor, daß nicht die mir so feindselige

Grä-

Gräfin Betschwester mich bey ihr in üblen Kredit gebracht hatte? — Da ich auf meiner Tour einige Truppe der Konföderirten antraf, so war mein Entschluß auf einmal gefaßt. Ich nahm Dienste bey diesen muthvollen Republikanern, wurde unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu einer Hauptarmee gebracht, und war da dem Chef, der meinen seel. Vater zwar als seinen Feind, aber doch als einen braven Mann gekannt hatte, herzlich willkommen.

Ich war also nun Soldat. Die Verzweiflung, in der ich mich befand, machte mir diesen Stand nicht lästig. Ich haßte mein Leben, und wagte es dreust in jeder Gefahr. Verschiedne freywillige Unternehmungen verschaften mir Ruhm, Achtung und Erfahrung. Ich stieg in kurzem zum Posten eines Rittmeisters.

Als sich der Sturm der Leidenschaft ein wenig in meinem Herzen gelegt hatte, suchte ich Erkundigung von Nanetten und dem Grafen einzuziehen. Ich erfuhr, daß der Graf gesund lebe, an seiner Verwundung

kaum

kaum vier Wochen krank gewesen, und nun mit Nanetten verlobt sey. Nanette befinde sich überaus wohl, und man lache den Grafen in allen Gesellschaften heimlich aus, weil man ihm Hörner prophezeye. Nanette habe bereits vertrauten Umgang mit einem jungen reichen Kaufmanne, bey dem es offenbar nur auf Genuß angesehen sey. Ich erhielt diese Nachrichten von einem Wechsler aus Warschau, an dem ich während meines dortigen Aufenthalts einen sehr braven Mann hatte kennen lernen. Sie waren Balsam für mein Herz. Ich ersah daraus, daß es auser den Grenzen der Möglichkeit gelegen hatte, Nanettens Treue zu besizen. Ich vergaß sie. Doch schrieb ich nunmehro an ihren Vater, bekannte diesem gutmüthigen Manne mein Unrecht selbst, bat ihn um Vergebung, und bat nicht umsonst. Er verzieh mir die Beleidigung, die er Uebereilung nannte, und versicherte, daß er mich wieder bey sich aufnehmen wolle, wofern ich mich nur mit dem Grafen versöhnen könnte. Da dies indessen schwer möglich seyn werde, so wünsche er mir zu meinem jezigen Stande

Glük.

Glük. Seine Einwilligung zu einer Verbindung zwischen mir und seiner Tochter würde er freylich wegen unsrer nahen Blutsfreundschaft nie zugegeben haben; doch müßte er bekennen, daß auch ihre Liebe zum Grafen ihm nicht gefalle, weil er den Mann nicht leiden könne. Er habe sichs aber zum Grundsaz gemacht, seine Kinder so viel als möglich in der Liebe selbst wählen zu lassen. Der sicherste Beweis seiner Vergebung war ein cedirter Wechsel von hundert Louisd'or, den er dem Brief ohne ein Wort davon zu erinnern beygelegt hatte. Ich dankte ihm kindlich, erhob das Geld, und schikte es sogleich meiner armen Mutter.

Das Schiksal wollte mich noch härter prüfen. Ich ward gefangen, und unter harter grausamen Behandlung, nach Kiow gebracht. Von da wurde ein großer Transport von Gefangnen nach Moskau geführt, unter denen ich ebenfalls war. Hier hörten wir unser Urtheil, das hart lautete, denn man sandte diejenigen, welche die hohe Ranzion nicht bewerkstelligen konnten, theils nach

Sibirien, theils nach Kamtschatka ins Exilium, wo wir uns vom Pelzfange ernähren sollten. Ich hatte kein Geld. Die Reise gieng also fort. Es dauerte lange, ehe wir nach Tobolsk kamen. Aus Reisebeschreibungen und andern Nachrichten werden sie wissen, wie hart die armen Verwiesenen auf diesen Reisen mit den Elementen kämpfen müssen. Alles Elend, das die ungewohnte, vielen tödliche Kälte, Hunger und der blendende Schnee nur veranlassen können, hat auch mich betroffen. Es ist unbegreiflich, wie es mein Körper hat aushalten können. Denn von Tobolsk aus erkannten wir erst, daß unsre vorhergehende Reise Lustreise gegen die nunmehrige gewesen sey. Der Hungertod war uns und unsern Hunden oft so nahe, daß immer eins zu dem andern Appetit bekam. Endlich kamen wir an den Ort unsrer Bestimmung. Es wurden uns unsre harten Bedingungen bekannt gemacht, die uns von allen bürgerlichen Freyheiten, von allen Ehrenstellen und sogar von allen eigenthümlichen Besizungen ausschlossen. Wir waren für vogelfrey erklärt, doch führten wir Gewehr

zu unsrer Vertheidigung. Dabey mußten wir monatlich eine gewisse Anzahl Pelze an die Regierung abliefern, und erst das, was wir mehr als diesen Tribut einfingen oder erbeuteten, war zu unserm Unterhalte bestimmt. Welche schrekliche hofnungslose Aussichten.

Zum Glük dauerte mein Elend hier nicht lange. Ich hatte in Tobolsk mit Erlaubniß des Gouverneurs an meinen Onkel in Warschau, und an meine Tante im Posenschen geschrieben, und ihnen mein Unglük, nebst der für meine Person verlangten Summe gemeldet, ohne es jedoch zu wagen, sie um ihren Beystand zu bitten. Aber diesen guten Leuten gieng meine Noth zu Herzen. Sie machten augenbliklich Anstalten zu meiner Auslösung. Meine Tante hatte sich nicht nur erboten, diese ganze Summe zu bezahlen, sondern sie ließ mir auch wissen, daß ich mich wieder zu ihr wenden, und bey ihr so lange bleiben solle, bis sich eine anderweitige Aussicht für mein Fortkommen zeigte, wofern ich anders nicht wieder Dienste nehmen wollte. Mein Onkel aber gab es nicht

zu,

zu, daß die Tante mich allein ranzionirte. Er gab die Helfte darzu, und beyde schikten mir auch noch ein ansehnliches Reisegeld, das jedoch in diesen öden Gegenden, und wo man die weither verschaften Bequemlichkeiten über alle Begriffe theuer bezahlen muß, nicht recht zulangen wollte, sondern es wurde mir der lezte Theil meiner langen Rükreise höchst mühselig. — Die Lust zum Kriegsdienst war mir vergangen. Ich beschloß also, das Erbieten meiner Tante anzunehmen, und langte in sehr dürftigen Umständen zu Fuße auf dem Gute derselben an.

Diese war sehr erfreut, mich zu sehen. Sie sorgte sogleich für meine Equipage. Ich vergaß in ihrem freundlichen sorgsamen Umgange das ausgestandne Elend bald. Auch ist es nicht meine Absicht, sie, lieber Herr Kandidat, mit meinem ganzen mehrere Jahre hindurch hier geführten Lebenslaufe zu unterhalten, da er ziemlich einförmig war. Einer Hauptsache aber muß ich doch noch erwähnen, einer zweyten Liebe, die für dich wohl nicht ohne Interesse seyn dürfte. —

Auf einem meiner Tante zuständigen Meyerhofe lebte ein Pachter, ein Mann von nicht ganz gemeinen Stande, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle sizen hatte, aber auch nicht aus diesen Gegenden gebürtig, sondern aus Schlesien dahin gezogen war. Er besaß eine einzige Tochter, die schön, jung, sanft und verständig war. Man nannte sie in der ganzen Gegend nur die schöne Pachters Tochter. Sie hieß Dorothee, insgemein Dortchen genannt. Da dies Mädchen allen Menschen gefiel, so mußte sie natürlich auch mir gefallen. Es blieb aber bey diesem bloßen Gefallen nicht. Mein Herz fühlte ungewöhnliche Regungen, wenn Dortchen bey meiner Hinkunft mir das Pferd abnahm, mir ehrerbietig die Hand küßte, und geschäftig stets um mich her war. Vielleicht lag es so in ihrer Natur, dergleichen Gefälligkeiten allen jungen Männern zu erweisen, oder vielleicht glaubte sie, sie sey es mir als einer zu ihrer Herrschaft gehörigen Person schuldig. Dies fiel mir aber nicht ein. Ich schmeichelte mir, daß das Mädchen eine besondre Neigung gegen mich habe.

Dies

Dies ihr zu erwiedern, schien mir Pflicht. Ich betrug mich herablassend, freundschaftlich, vertraulich und zulezt zärtlich gegen sie. Auch das nahm sie wohl auf. Sie gieng oft mit mir an einem lautrieselnden Bache spazieren, pflükte Blumen, Erdbeeren, Kirschen für mich, ritt auf meinem Pferde wohl den halben Weg, indeß ich darneben hergieng, lud mich selbst ein, sie auf den Vogelheerd zu begleiten, kurz, sie betrug sich so, daß ich ja glauben muste, sie liebte mich wirklich. Das konnte auch wohl seyn. Aber sie dachte ohnstreitig dabey weder an Dauer noch an Treue. Noch nie, als bis auf diesen Zeitpunkt, hatte ich Nanetten ganz vergessen. Dortchen verlöschte den lezten Funken von Andenken an diese Untreue aus meiner Seele. O ich denke noch mit Entzüken an das flinke Mädchen, wenn sie im rothen Mieder, mit der silbernen Schnur nachläßig geschnürt, ohne Halstuch, denn auf dem Lande trägt man in diesen Gegenden keine, mit fliegenden Haaren und kurzen Rökchen schuldlos neben mir her gieng, indes ein von ihrer Hand gekirrtes Lämmchen hinter ihr drein zoddelte,

und von ihr Salz bettelte. Da deuchte mir die Natur um mich her so schön, ihre Freuden so rein, das Mädchen so englisch und schuldlos, und aller von der wachsenden Klugheit der Menschen ersonnene Standesunterschied so abgeschmakt, daß ich in solchen Augenbliken meines Lebens wahrhaft froh wurde, und den festen Entschluß faßte, künftig ein Sohn der Natur zu werden, meine Geburt zu vergessen, und dies Mädchen zu heirathen. Meine Tante hätte vielleicht mit der Zeit diesen Plan gebilligt. Ob sie schon ihrem Stande nicht gern etwas vergab, so liebte sie doch auch Dortchen sehr. Sie ließ sie oft zu sich kommen, und lernte ihr sogar selbst mit dem Stikrahm umgehen. Dies gab Gelegenheit, daß Dortchen die Woche etlichemal auf unser Gut kam. Unsre Vertraulichkeit ward enger, und wenn wir allein waren, hatte bereits der ehemalige mir bewiesne Respekt ganz aufgehört.

Um eben diese Zeit, als Dortchen zu meiner Tante in die Stikstunden kam, hatte

sich

sich ein junger flinker Gärtner gemeldet, dessen Aeuserliches schon vielversprechend war, und der durch seine Kenntnisse in der Gärtnerey sich ohne weitere Empfehlung so einzuschmeicheln wußte, daß die gnädge Frau ihn mit einem guten Gehalte als Nebengärtner annahm. Ich war dem Menschen gut, und weil ich damals noch ein Freund von Blumen war, so ließ ich mich oft in lange Unterredungen mit ihm ein. Der neue Gärtner war bald im ganzen Schlosse beliebt. Es fiel also natürlich nicht auf, daß auch Dortchen immer günstig von ihm sprach.

Es war ohngefehr ein halbes Jahr verflossen, und eben Winter, während dem ich Dortchen nicht oft sah, weil ich seltner auf den Meyerhof, sie seltner auf das Schloß kam, als auf einmal die Nachricht im Schlosse erscholl, die schöne Pachterstochter müsse es versehn haben, und sey schwanger. Ich finde keinen passenden Vergleich, Ihnen das Schreken zu schildern, in welches ich durch diese Donnerworte versezt wurde. Die Tante, die meine Neigung zu dem Mäd-

chen längst gemerkt hatte, zog mich gewaltig auf. Entweder sie spottete meines Verlusts, den sie als eine bejahrte Dame sich so gros eben nicht vorstellte, wirklich, oder sie hielt mich wohl gar für den Urheber dieser Begebenheit. Ich hatte keine andre Vertrauten, gestand also der Dame ohne Umschweife meine Verhältnisse mit Dortchen. Sie suchte mich nach ihrem Vermögen zu beruhigen. Aber ich war zu sehr beschämt. Noch zweifelte ich Anfangs an der Wahrheit der Sage. Ich ritt auf den Meyerhof. Da erschien das Mädchen, bleich wie der Mond mit eingefallnen Augen, rund und voll überall, nur nicht im Gesicht. Eine vor acht Tagen gehabte Krankheit hatte diese Veränderung in ihrer äuserlichen Gestalt zur Reife gebracht. Vorher sah man nichts auffallendes an ihr. Ihr Betragen war wohl ein wenig kalt gegen mich gewesen. Aber ich hatt' es für Laune oder irgend eine jungfräuliche Kränklichkeit gehalten. Jezt wich sie mir aus, und als sie merkte, daß ich bestürzt war, daß ich ihr nachgieng, und sie von meinem offenherzigen Charakter Vorwürfe erwarten konnte,

te, da ward sie auf einmal krank, und legte sich zu Bette, um nicht mehr allein zu seyn. Es lief mir eiskalt dem Rüken hinunter, als ich mich aufs Pferd sezte. Ohne Abschied trabte ich davon, und bekam ein gefährliches Gallenfieber, das sich in eine Gelbsucht endigte, und von dem ich erst nach etlichen Wochen wieder genaß.

Es entwikelte sich immer mehr und mehr, daß der Beygärtner Vater zu dem Kinde war. Dieser heuchlerische Bube wußte sich zu stellen, als ob er kein Wasser betrübe. Der lebendige Erfolg zeigte, daß er Dortchens Herz sehr bald gewonnen, und den Junker ausgestochen hatte, wofern er anders nicht schon zuvor mit ihr bekannt gewesen war. Er hat in der Folge selbst gestanden, daß als er im Herbst die Weinranken abgeschnitten, und die Stöke eingebunden habe, er eines Morgens in Dortchens Schlafgemach — denn sie blieb gewöhnlich, wenn sie hier war, eine Nacht im Schlosse — gegukt, und von ihren halbentblößten Reizen so eingenommen gewesen sey, daß er sich am

folgenden Tage in das Zimmer geschlichen, die Fensterriegel geöfnet habe und als Dortchen wieder hier geschlafen, hineingestiegen sey, und nicht eher abgelassen habe, bis das Mädchen überwunden gewesen. So schändlich wird oft die Unschuld gefället, und so wahr ist es, daß Gelegenheit Diebe macht. Als ich dies Geständniß erfuhr, verwandelte sich mein Unwille gegen Dortchen in Mitleid. Ich drang darauf, daß der Gärtner sie noch vor der Entbindung heirathen mußte, und gab ihr ein ansehnliches Geschenk zur Hochzeit. Aber meine Ruhe war dahin auf immer. Ich traue den Weibern nie wieder. Die Besten haben ihre schwache Seite, und wehe dem, der sie benuzt! Doch war in diesem Falle auch der Gärtner zu entschuldigen. Er sah die verbotne Frucht so schön glänzen, wie einst Heva den Apfel. Was Wunder, daß sie ihn lüstern machte! Und was ein Mann von meiner Erziehung und meinen Grundsäzen, der ein unschuldiges Mädchen eben um ihrer Unschuld willen schäzet, ihr nie zugemuthet hätte, das ist einem rohen Gärtner nur Spas. Darüber macht er sich nicht

die mindeste Bedenklichkeit, und er weiß besser mit einem solchen Mädchen fertig zu werden, als unser einer.

Sehn Sie, lieber Mann, so ist es mir ergangen. Wundern Sie sich nun noch, daß ich so mürrisch, so finster bin, und den Anstrich halber Verzweiflung in meinem Betragen führe? Ich hasse die Welt Für mich hat sie keine Freuden mehr. Ich war nach dem lezten verdrüßlichen Vorfall noch etliche Jahre auf den Gütern meiner Tante. Ich bat Dortchen, die nachherige Gärtnerin, sich so wenig als möglich vor mir sehn zu lassen. Endlich starb meine Tante. Ein neuer Verlust für mich. Sie vermachte mir ein hübsches Kapital, das mich wenigstens in den Stand sezt, frey von ökonomischen Sorgen in der Welt leben zu können. Ihre Güter kamen in fremde Hände. Ich verließ sie also, und irre nun unstät und flüchtig in der Welt herum, ohne Hofnung, je wieder fröhlich zu werden.

Wünschen Sie nicht zu wissen, was es mit der Gräfin Betschwester noch für ein En-

de genommen? Es gieng ihr nicht ein Haar besser als Dortchen. Sie hatte heimlich viel Ausschweifungen getrieben, und war endlich an einen derben Landjunker gerathen, der seinem Triebe, nicht ihren Künsten, gefolgt war. Sie ward schwanger, und gebahr ein todtes Kind, vermuthlich durch teuflische Versuche getödtet. Voll Verdruß über ihren verdampften und in üppigen Gestank verwandelten Geruch der Heiligkeit verkaufte sie alle ihre Besizungen in Pohlen, und zog nach Preußen.

20.

Tollenstein schloß jezt die Erzählungen seiner Schiksale. Es versteht sich von selbst, daß er sie nicht in ununterbrochner Reihe so vortrug, wie ich sie meinen Lesern hier mitgetheilt habe. Es ward oft zwischen ein gesprochen, geurtheilt, das Glas geleert. Unter diesen Gesprächen war die Nacht herangerükt. Philipp entfernte sich, mit dem Versprechen, dem Rittmeister nächstens auch seine Schiksale zu erzählen. — Dieses geschah auch schon am Abend des folgenden Tages.

ges. Tollenstein hörte sie so an, wie ein Mann Lebensgeschichten liest oder hört, die an Wichtigkeit den seinigen lange nicht gleich kommen. Er warnte Philippen, auf seinem jezigen schlüpfrigen Wege nicht auszugleiten oder sich an einem Steine zu stoßen. Uebrigens gelobten sie einander Verschwiegenheit, und schlossen einen festen Freundschaftsbund.

Der Rath hatte bald nach seiner Verbindung mit Jakobinen ein Rittergut gekauft, das von großem Belange war, aber auch etwas weit von Breslau entfernt lag. Sie erhielt von ihrem Gemahl Erlaubniß, die nächstkommende Heuerndte da zubringen zu dürfen. Welche glükliche Aussichten für Philipp und Jakobinen! Gleichwohl waren sie mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Wie leicht fügte es sich nicht, daß ihr Gemahl sie besuchen wollte, ob er schon dazu wegen seiner Geschäfte wenig Hofnung machte. Und wie leicht war es nicht möglich, daß er in Jakobinens Abwesenheit zum Kandidaten schikte, und ihm zu sich zur Gesellschaft

sellschaft verlangte! Auch würde es ohnehin aufgefallen seyn, wenn Philipp während der Entfernung der Räthin nicht eben so oft als sonst ihrem Gemahl die Aufwartung gemacht hätte. Um nun aber doch diese schöne Gelegenheit öfftrer Vereinigung so viel als möglich zu nüzen, und dabey auch nicht die Information so oft zu versäumen, mußte Philipp ein gutes Pferd miethen, das ihn innerhalb 6 Stunden, auf das 5 bis 6 Meilen entfernte Gut trug, so daß er allemal am dritten Tage wieder zurük nach Breslau seyn, und doch auch einen ganzen Tag den ländlichen Vergnügen widmen konnte. Ich mag mich nicht auf die Beschreibung dieser arkadischen Lebensart einlassen, weil ich voraus sehe, daß meine Leser dasjenige, was ich etwa davon zu Gunsten meines Paares sagen könnte, doch nicht glauben würden. Es mag also dahin gestellt seyn, ob Philipp bey seiner Landsmännin selbst, oder bey dem Pfarrer oder Schulmeister oder im Wirthshause des Dorfes logiret habe. Der Lage der Sachen nach ist am meisten das Erstere zu vermuthen, und dürfte es sich ohnstreitig

auch

auch hier für Philipp besser als zwischen den Felsen bey Langenwaldau, und für Jakobinen besser als in der Kirche übernachtet haben. — Viermal hatte Zeidelbär die Frau Räthin auf ihrem Gute besucht, als die Heuerndte beendigt war, und der Mond grade wieder in der Größe sich zeigte, wie damals da sie auf das Gut fuhr. Der Urlaub war vorbey, während dem der Herr Gemahl sie, mit Geschäften überhäuft, auch nicht ein einziges mal besucht hatte, und auch im mindesten nicht vermißt worden war. Mit offnen Armen der Liebe empfing er die zurükkommende Gattin. Sie erröthete nicht, denn sie hielt nun einmal ihren vertrauten Umgang mit Philipp für kein Vergehen. Es war also eine unerkannte Schwachheitssünde, was verbotne Liebe wohl gemeiniglich ist.

Philipp war so glüklich, aus einigen angesehenen Familien Eleven zu erhalten, die er täglich einige Stunden unterrichten, und oft mit sich spazieren nehmen mußte. Er entgieng hirrdurch nicht nur der langen Weile,

die

die ihn zu plagen anfieng, sondern er ward auch dadurch vor dem Siegwartianismus in der Liebe gesichert, und, was das Beste war, in den Stand gesezt, einen wenigstens nicht ganz leeren Beutel zu haben: Denn es fiel Jakobinen in die Länge zu schwer, ihn zu ernähren. Und die Geschenke des Raths kamen zu selten, als daß sie dem Uebel hinreichend hätten abhelfen können. Indessen hatten doch diese pädagogischen Verhältnisse auch ihre nachtheilige Folgen. Philipp konnte nicht mehr blos für Jakobinen leben. Er war oft versprochen oder an seine Patrone gebunden, wenn Jakobine eben seine Unterhaltung verlangte. Hierzu kam von Seiten Jakobinens ein wenig Eifersucht. Denn sie konnte es nicht so ganz gelassen mit ansehen, daß Philipp vierzehnjährige Mädchen unterrichtete, auch wohl mit ihren ältern Schwestern spazieren gieng. So wollten es seine Verhältnisse, und doch ward es ihm zur Sünde gerechnet. Ungerecht ist das weibliche Geschlecht doch gewiß sehr oft gegen uns Männer. Die wenigsten von Ihnen bedenken, daß unser Geschlecht von Natur

so wohl als die politischen Verhältnisse ein freymüthiges Betragen und eine auszeichnende Höflichkeit gegen jedes Frauenzimmer von uns verlangen.

Der Frater, der sich über seines Erretters Gegenwart so sehr gefreut hatte, besuchte ihn die ersten Monate seines Hierseyns oft. Nach und nach aber merkte er, daß derselbe mit der Räthin ein wenig zu vertraut umgieng. Er hielt es anfänglich für Pflicht, ihn zu ermahnen, daß er diesen Greuel meiden möge. Da er aber von seinen Erinnerungen keinen Seegen verspürte, so zog er sich nach und nach zurük, und suchte den Umgang mit diesem geistlichen Sünder ganz abzubrechen.

Es waren ohngefehr zwey Jahre verflossen, während denn weiter nichts Veränderliches und Merkwürdiges vorfiel, als daß Philipp und Jakobine sich oft entzweyten, und oft wieder versöhnten, indem bald sie in seinen Augen zu freyen Umgang mit andern jungen Herrn führte, bald er in ihren Augen sich zu viel mit andern Damen und Mädchen

beschäf-

beschäftigte. Beyde plagten sich mit dergleichen Vorwürfen ohne Noth, denn sie erfüllten in diesem Fall blos die Pflichten der Höflichkeit. Daß ihre eigne Vertraulichkeit den größten Vorwurf verdiene, das fiel ihnen nicht ein. Ganz unerwartet starb nach dem Verlauf der erwähnten Zeit der Pfarrer auf dem Gute des Raths. Als der Rath diese Nachricht erhielt, war Philipp eben zugegen. Kaum hatte er den Brief gelesen, als er seine Frau rief, ihr den Todesfall bekannt machte, und in der nehmlichen Minute dem Herrn Kandidat diese gewiß nicht armseelige Stelle versprach. Freude hätte in seinen Augen funkeln sollen. Aber er ward verlegen, dankte kalt, und empfahl sich bald. Jakobine zitterte am ganzen Leibe. Auch ihr war die daraus folgende Entfernung ihres Lieblings ein Donnerschlag. Aber einmal mußte er doch auf Versorgung denken, und da war es ja doch wohl viel erwünschter, daß er Pfarr auf ihrem Gute als in einer fremden Gegend wurde. Sie fürchtete, daß Philipp durch sein Betragen sich und sein Herz möchte verrathen haben. Noch denselben

ben Tag schrieb sie ihm ein Briefchen, stellte ihm die Sache im wahren Lichte vor, und bat ihn um alles in der Welt, durch sein Betragen ja nicht Gelegenheit zum Argwohn von Seiten ihres Gemahls zu geben. Wo es auf Fassung und kalte Ueberlegung ankommt, da sind die Frauenzimmer meistens über uns. Philipp sah nun die ganze Sache mit andern Augen an. Er gieng noch diesen Abend wieder zum Rathe, dankte ihm feyerlich für sein Zutrauen, und bat wegen seines vorigen Betragens um Verzeihung, welches er blos auf die auserordentliche Ueberraschung schrieb. Der Rath hatte sich freylich über dies Betragen gewundert. Doch war die Entschuldigung wahrscheinlich. Er nahm sie an, und von Natur nicht zum Mistrauen geneigt, merkte er von der wahren Ursache dieses Betragens nichts.

Nach Verlauf eines halben Jahres trat Herr Pastor Zeidelbär, examinirt, ordinirt und installirt in optima forma sein Amt an. Es traf eben im kalten Winter. Zwar begleitete ihn sein Patron nebst seiner Ge-

mahlin, und blieben etliche Tage auf dem Gute. Aber als sie nun zurük reisten, und die Trennung von Jakobinen den lezten Tropfen Fassung aus seiner Seele verscheucht hatte, da ward es leer und öde rings um den guten Pastor. Es ist auch wohl keine Kleinigkeit, wenn man in einer großen volkreichen Stadt gelebt, Umgang mit feinen Leuten genossen, und noch darzu eine zärtliche Busenfreundin gehabt hat, und sich nun auf einmal einsam, ganz isolirt von der großen Welt in ein stilles Dorf verbannt sieht, wo der Umgang mit Bauern die gesellige Fröhlichkeit der Familientafeln, und das Geschnatter der Gänse, unterbrochen vom Geschrey der Schuljugend oder dem Geblöke der Wollheerden, die Concerts spirituels ersezen soll. Hierzu kam noch der traurige Winter, der jeden Ersaz, jede Aufheiterung der schönen Natur in dieser nichts weniger als unangenehmen Gegend jezt unmöglich machte. Zeidelbär hätt' es sicher hier in die Länge nicht ausgehalten, wäre nicht sein Amt ihm zerstreuende Beschäftigung gewesen. Doch war dies nicht hinlänglich. Er schrieb unzähliche

Briefe

Briefe und Lamentationen an Jakobinen, und versicherte sie, daß er ohne sie ganz unmöglich leben könne. Sie ihrer Seits schrieb das Nehmliche zurük. Es war ihr ohne Philipp alles leer und todt in dem lebhaften Breslau. Sie floh Gesellschaften, Concerts, Assemblees, Tanz, alles Gegenstände, die sie vormals sehr liebte. Ihre Klugheit war von ihr gewichen. Der Rath fing an Unrath zu merken.

Indessen verbarg er doch seinen Verdacht, so lange als möglich. Er that alles, seine Gemahlin aufzuheitern. Nichts gelang ihm. Er schlug endlich, als das Frühjahr herbey geseufzt war, eine Reise auf das Gut vor. Ein wenig kam jezt Jakobine wieder zu sich selbst. Sie entschloß sich schnell, ihren Gemahl zu bitten, daß dies unterbleiben möchte. Der arme Mann war getäuscht. Er wußte wenigstens nun nicht mehr gewiß, ob sein Verdacht gegründet sey. Jakobine hatte diese Verstellung unendlich viel gekostet. Sie wäre lieber mit Blanchard, der ohngefehr um diese Zeit sein Wesen angefangen hatte,

nach dem Gute geflogen. Wie sollte sie es nun aber anfangen, daß beyde nicht gar in ihrem zärtlichen Jammer vergiengen; Philipp zu bitten, daß er einmal zum Besuch nach Breslau käme, war wegen Kürze der Entfernungszeit, die gleichwohl den Liebenden Ewigkeit zu seyn dünkte, nicht schiklich, und auch sonst aus doppelter Ursache nicht rathsam. Einmal konnte es da sehr leicht kommen, daß die Liebenden schwach genug gewesen wären, sich zu verrathen. Zweytens hätte auch da leicht ein dienstfertiger Freund sich finden können, der den jungen Pastor diese oder jene reiche und sonst annehmliche Partie vorgeschlagen, und ihn im Geräusch der großen Welt zur Annahme derselben bereden können. Sie sann auf eine List. Sie ward absichtlich krank. Man glaubte das, und in manchem Betracht war sie es auch wirklich. Sie sah bleich, mürrisch, erschlafft aus. Ihr Gemahl, der sehnlich schon längst auf einen Erben hoffte, glaubte seine Erwartung nun in der ungezweifelten Blüthe. Der Familienarzt ward konsulirет. Wie konnte der arme Aeskulap ahnden, daß

eine Dame, die einen noch eben nicht sehr alten Gemahl habe, an Liebe krank sey. Manipulation ward ihm nicht zugelassen, und doch sollte er entscheiden, obwohl die Dame in guter Hofnung sey. Er fühlte zwar an den Puls, und besah das Wasser, weil man drauf bestand, daß er es sehen sollte. Aber wie es überhaupt mit den Anzeigen in diesem Falle gemeiniglich sehr hapert, so war es auch hier dem guten Doktor ganz ohnmöglich, sich auf eine gewisse Erklärung einzulassen. Man ließ ihn gehen, und konsulirte einen andern. Dieser hatte ein weiteres Gewissen. Er verstand die Kunst, zur rechten Zeit Wind zu machen. und zu allen Zeiten sich ein vollwichtiges Ansehen zu geben. Er schloß blos nach Wahrscheinlichkeit, und erklärte die Räthin, mit Anathema auf jeden Widerspruch, für schwanger. Dies war für ihren Gemahl eine sehr angenehme Entscheidung. Er verlangte von dem Windmacher die Vorschriften einer schiklichen Diät in diesem Falle. Da der Herr Doktor von der Dame im Gespräch gemerkt hatte, daß sie das Landleben liebe, so rieth er nicht nur

eine geraume Zeit den Aufenthalt auf dem Lande an, sondern er drang vielmehr despotisch darauf. Furchtsam, die Zeit zu versäumen, oder irgend etwas bey dieser schmeichelhaften Aussicht zu vernachläßigen, ward sogleich Anstalt gemacht, und mit dem ersten May die Abreise, freylich in Gesellschaft des Raths, der sich aus irgend einem geheimen Antrieb jezt abzumüßigen gewußt hatte, festgesezet — und vorgenommen. Zeidelbär war schon vorher von dieser Begebenheit benachrichtigt, und ihm zugleich die größte Klugheit anempfohlen worden.

Sonach hatten also die Liebenden wieder über alle Tüke des Schiksals gesiegt. Sie verlebten den fröhlichsten Frühling. Jakobine ward täglich besser, röther, voller, lebhafter, ohne schwanger zu seyn. Aber so wie ihr Geist und Körper wieder auflebte, schwand auch in eben dem Grade Ruhe und Gesundheit ihres Gemahls. Nicht genug, daß seine Hofnung auf einen Erben abermals zertrümmert war; er ward auch mit jedem Tage mehr überzeugt, daß seine Gemahlin

mit dem Pastor wo nicht vertrauten, doch wenigstens nicht ganz unschuldigen Umgang führe. Aber er schwieg. Grade ihm sagte nur das Gewissen so mancherley Sottisen, und es deuchte ihm oft, als habe er diese Schmach an seiner seeligen Frau verdienet. Er hatte nicht einmal das Herz, nach Breslau mit Jakobinen zurükzufahren, was doch ganz in seiner Macht stand, um so mehr, da die Hofnung der Schwangerschaft immer mehr von selbst verschwand, und der Herr Doktor Windmacher mit seiner Prognose gewaltig ins Gedränge kam. Alles was er that, war ein aufmerksames Auge zu haben, und sich von seinem Verdachte recht gewiß zu überzeugen. Das war indessen, wie mich deucht, nicht der klügste Rath. Vielleicht war es besser, wenn er geschehne Dinge vergaß, mit seiner Frau nach Breslau zurük kehrte, ihr durch alle mögliche Aufheiterung sich wieder werth zu machen, und dem Pastor durch den dritten Mann eine Frau aufzuschwazen, im übrigen aber die Frau Gemahlin mit deutscher Offenherzigkeit aus diesem Taumel zu ihrer Pflicht zurük zu bringen

suchte. So hätte wenigstens ich es gemacht. Aber stehn mag ich übrigens nicht für den glüklichen Erfolg. Das weibliche Herz, ist nicht selten unergründlich. Wie leicht gerieth sie in Geräusch der großen Welt doch wohl wieder in ein andres Garn. Das Beste wäre wohl gewesen, wenn der gute Mann sich um 10 bis 15 Jahre jünger hätte machen können. Aber da dies unmöglich war, so bereute er zu spät die Thorheit, ein junges Mädchen geheirathet zu haben. Er war schwach, von den Pinseleyen seines Gewissens niedergeschlagen, und liebte Jakobinen immer noch zu sehr, um ihr auf irgend eine Art wehe zu thun. Nahe dem Wahn, daß alles so hätte müssen kommen, daß es Prüfung für ihn sey, und vielleicht zu seinem Besten diene, suchte er sich blos durch die Jagd und andre ländliche Zeitvertreibe zu zerstreun.

Jakobine fühlte sehr gut, was in dem Herzen ihres Gemahls vorgieng. Aber sie war zu tief in das gegenseitige Nez verstrikt. Und Zeidelbär — daß ich es von einem

Geist-

Geistlichen sagen muß — war woch weit schwächer. Er hatte nicht eben Sinn für allgemeine Ausschweifungen in der Liebe, oder für rüde Wollust, die an keinem bestimmten Gegenstande hängt. Aber seine Neigung zu Jakobinen war zu alt, zu tief eingewurzelt, durch keine eheliche Unannehmlichkeiten erschlaft, noch durch keine Verminderung der Reize der Dame abgekühlt, vielmehr durch öftre Trennung und Hinderniß auf den höchsten Schwung gebracht und in reger Thätigkeit erhalten worden. Ob also gleich beyde den Rath schäzten, und sein Leiden sahen, so konnten sie doch nicht von einander lassen, und nicht einmal aus eigner Kraft von einander sich trennen. Wem das unnatürlich vorkommt, der ist entweder ein Stubenphilosoph, oder er kennt wenigstens die Anhänglichkeit treuer Liebe nicht. Es floß unter diesen von allen Seiten stürmischen Gefühlen ein Monat nach dem andern hin. Der Rath blieb mit seiner Gemahlin auf dem Gute, that auf seine Geschäfte in der Stadt Verzicht; der Herbst kam näher, und mit ihm zugleich jene große merkwürdige Pe-

rükengeschichte, die in den Jahrbüchern der Zeit den Nachkommen aufbewahret zu werden verdient, und dem Rathe vollends die Augen öfnete. Sie war aber folgende.

21.

An einem schönen Oktobertage war der Rath in die etliche Stunden von seinem Gute gelegne Heide auf die Jagd gegangen. Da die Tage um diese Zeit kurz sind, so versprach er seine Rükkunft erst am folgenden Tage, um den frühen Morgen desselben sogleich zur Jagd nüzen zu können. Dies war mehrmals geschehen. Er schlief dann gemeiniglich bey einem Förster, der seine Wohnung in der Nähe hatte. Er gieng zu Fuße. Jakobine begleitete ihn ein großes Stük, und sprach, als sie zurükgieng, im Vorbeygehn beym Herrn Pastor ein. Natürlich wurde von der Wegreise ihres Gemahls, und von der Zeit seiner Nachhausekunft gesprochen, und der Herr Pfarr zum Mittag- und Abend-Essen eingeladen, damit die gestrenge Frau doch nicht so ganz einsam seyn durfte. Sie gieng, und ordnete ihre Wirthschaft an. Der

Gast

Gast stellte sich ein, und zwar priesterlich bekleidet, wie es sich geziemt, wenn man den Kirchenpatron besucht, und wie er gewöhnlich zu thun pflegte. Das Pärchen ließ sich wohl seyn über der Mahlzeit, gieng nach derselben spazieren, trank Koffee, und unter den angenehmsten Zeitvertreiben eilte der Abend heran. Philipp hatte blos die lästige Peruke abgenommen, sie aufs Klavier gelegt, und eine von Jakobinens Hand ihm gereichte weiße Müze aufgesezt. Dieses war ihm zu verzeihen, da er die Peruke noch nicht so recht gewohnen konnte, und da er aus so mancherley Gründen auf die Müzen des Raths gerechte Ansprüche hatte. So saß der Pastor und die gestrenge Frau traulich beysammen, und beschäftigten sich nach abgetragner Abendtafel mit dem Damenbret. Nun werden meine vielgeehrten Leser insgesammt erwarten und voraussehen, daß der Herr Gemahl unerwartet nach Hause kommt, und das Pärchen überrascht. Sie haben auch ganz richtig vermuthet. Denn als Philipp eben mit dem ersten Stein an den gegenseitigen Rand des Bretes gelangt war,

und

und aufgedamt haben wollte, kamen der Herr Rath mit ungewöhnlicher Hastigkeit in Stiefeln und Sporen die Treppe hinauf gestiegen. Unreines Gewissen macht furchtsam. Vielleicht hätten sie besser gethan, wenn sie sizen geblieben, und kaltblütig fortgespielt hätten. Aber die fatale Müze! Jakobine warf schnell das Bret auf die Seite, und schob den Pastor in einen großen, großen Kleiderschrank, der im Wohnzimmer stand. Der Rath trabte herein, sein mächtig großer Hund vor ihm weg; Er hatte sich beym Förster ein Pferd geborgt, und kam noch diesen Abend nach Hause, weil morgen früh keine Jagd gehalten werden konnte, — eigentlich weil er keine halten, sondern seine Dame einmal überraschen wollte. Die Peruke fiel ihm gleich in die Augen. Er wußte nicht so bald, wie er seine Worte anbringen sollte, und betrug sich blos etwas frostig. Jakobine war geschäftig um ihn herum, ließ sogleich zu warmen Abendessen für den armen erfrornen Mann Anstalt machen, und wußte sich sehr einnehmend zu betragen. Es kann auch seyn, daß grade heute nichts sonderlich Auffallendes zwi-

schen

schen Philipp und Jakobinen vorgefallen war. Aber wer kann das genau wissen? Die hier liegende Peruke des Pastors war doch auf alle Fälle ein unangenehmes Omen. Der Rath sagte endlich lächelnd: aber sage mir ums Himmels Willen, mein Kind, wie kommst du zu der Peruke? Jakobine ward roth. Doch stotterte sie folgende Lüge her: Der Stadtbote, (der Bote, der wöchentlich etlichemal in ein drey Stunden entferntes Städtchen gieng,) habe sie mitgebracht, und müsse sich verirrt haben, indem sie dem Pastor oder Schulmeister zu gehören schiene; sie sey nicht da gewesen, und einer von ihren Leuten habe sie angenommen, und hier aufs Klavier gelegt. Sie wolle sie sogleich weiter befördern. Laß das seyn, mein Kind, sagte der Rath. Ich hatte ohnehin Willens, den Herrn Pfarr heute noch ein wenig hierherkommen zu lassen, so wollen wir ihn vorher fragen, ob es die seinige ist. Jakobine war in großer Verlegenheit. Unterdessen schnoperte der große Hund unaufhörlich um den Schrank herum, und boll etlichemal. Der Herr Rath merkte Unrath. Endlich be-

liebte

liebte es dem Hunde sogar, mit den etwas herüber hängenden Loken der netten Stuzperuke zu spielen, und sie sanft herab zu zerren. Während dieses schändlichen Unternehmens zog sich der Rath vollends aus, und seine Gemahlin lief unruhig aus einem Zimmer ins andre. Wenn es doch nur das einzigemal dem guten Manne in den Leib käme, daß er nur einen Augenblik aus dem Zimmer gienge! Ach wenn es nur diesmal überstanden wäre, ich wollte mich in meinem Leben nicht mehr in solche Angst begeben! So ohngefehr dachte sie in ihrem klopfenden Herzen. Aber statt dieses gehofften Trostes ward die Sache über alle Erwartung schlimm. Es ward heftig angeklingelt. Der Rath fragte herunter, was man wolle? Ein Bauerkerl fragte an, ob der Herr Pfarr nicht hier sey? Er solle zu einem gefährlichen Patienten berichten kommen, und man habe ihn schon überall umsonst aufgesucht. Der Bauer sprach durchdringend. Philipp konnte alles hören, und hätte im Schranke zerspringen mögen. Der Rath, der bisher mit Vorsaz keinen Lerm hatte machen wollen, ob er schon

den

den ganzen Hergang der Sache merkte, und sich begnügte, den Gefangnen schmachten zu lassen, gieng nun mit Würde auf den Schrank zu, machte mit einer hämischen steifen Verbeugnng die Thür auf, und sagte: Gehn Sie, Herr Pastor, und verrichten Sie Ihr Amt. Die Peruke hat leider mein Küraß in seine Gewalt bekommen. Philipp kroch nun heraus, und zog mit einem kriechenden Bücklinge, glühend vor Schaam, stumm von dannen; indes der große schmuzige Jagdhund sich weidlich mit der Peruke in der Stube herum schüttelte, bis es dem Bedienten gelang, sie ihm wieder abzujagen. Während dieser schaudervollen Szene stand Jakobine in einem Fenster, und rang die Hände, eilte auch, als der Pastor fort war, aus dem Zimmer, und ließ sich nicht eher wieder sehen, als bis der Rath sie rufen ließ. Dieser betrug sich sehr großmüthig. Er sagte seiner Gemahlin auf eine rührende Weise die Wahrheit, so daß sie die ganze Nacht weinte, und wirklich bey sich selbst den festen Entschluß faßte, allen vertrauten Umgang mit Philipp abzubrechen. Er versprach ihr, nie wieder

an die fatale Begebenheit gegen sie zu denken, und hielt Wort. Dann ließ er das Gesinde rufen, und verbot ihnen, bey Strafe des augenbliklichen Fortjagens, von dem Vorgange einen Laut über ihre Lippen gehen zu lassen. An den Paster schrieb er am folgenden Morgen einen spizfindigen Brief, worin er ihn an seine vielen Pflichten erinnerte, und schloß mit dem Ersuchen, ihn nach wie vor zu besuchen, und auf diese Art wenigstens der Ehre seines Hauses zu schonen. Er versprach ihm, nie wieder etwas von der Sache zu erwähnen, und hielt Wort. Diesen Brief schikte er ihm zugleich mit der Peruke durch den Bedienten, einen gesezten und verschwiegnen Menschen.

Aber tief im Innersten hatte den guten Rath dieser Vorgang geschmerzt. Das Sprichwort sagt: Es war der Nagel zu seinem Sarge. Wirklich ward er von jezt an kränklich, grämte sich heimlich, litt vielleicht bey der Erfüllung seines Versprechens, nie wieder von der Beleidigung etwas zu erwähnen, oder den Liebenden irgend einen Vorwurf zu

machen.

machen. Philipp bat ihm die Beleidigung schriftlich ab, und ward bey seinem ersten Besuche freundlich von ihm empfangen. Man sah aus allem, daß der Rath sich nicht sowohl über die ihm zugefügte Beleidigung der beyden Personen, sondern vielmehr darüber grämte, daß ihn Jakobine nicht liebte. Lange blieb der Vorsaz dieser gutherzigen aber leichtsinnigen Frau fest, daß sie alles Einverständniß mit dem Pastor abbrechen wollte. Bey eintretendem Winter wurden die Gesundheitsumstände ihres Gemahls immer schlechter. Sie drang selbst darauf, daß sie beyde nach Breslau zurükkehrten, um Aerzte in der Nähe zu haben. Der Rath freute sich ihrer Sorgfalt, und ward dadurch ein wenig aufgeheitert. Ihr erleichterte diese Entfernung von dem Gute ihren gefaßten Entschluß. Philipp gieng in sich. Er fühlte, daß er die Gelegenheitsursache zur Kränklichkeit seines Wohlthäters war. Dies schmerzte ihn. Er entsagte seiner Seits ebenfalls Jakobinen gern, und nahm von beyden rührenden Abschied.

Schreklicher als je war nun für ihn die Einsamkeit auf dem Lande. Gleich als wär er nach Sibirien ins Elend verwiesen, zog dieser Winter mit Schnekengange bey ihm vorüber. Er beschloß im künftigen Frühjahr sich ein braves Mädchen zu suchen, die Freude und Kummer in dieser Einöde mit ihm theilte, und eine Liebe ihn vergessen machte, die ihm ein unruhiges Herz schuf, und einen edlen Mann, seinen Wohlthäter, kränkte.

Aber die Reue war sowohl von seiner als von Jakobinens Seite zu spät. Mit dem kommenden Frühjahre sanken die Kräfte des guten Raths augenscheinlich. Er verlor alle Eßlust, zehrte sich ab, bekam hektisches Fieber, mußte sich zu Bette legen, litt dann noch zwey Monat, und verschied endlich mit unglaublicher Gelassenheit im Arm seiner Gattin, nachdem er sich völlig mit ihr ausgesöhnt, und in seinem schon vor Jahr und Tag ihr zu Gunsten gemachten Testamente nichts geändert hatte. Jakobine war auser sich. Nicht einen Augenblik konnte sie es sich selbst verbergen, daß sie viel zu dem frühen

Tode ihres Gemahls, der noch weit von funfzig entfernt war, beygetragen hatte. Die ganze Reihe ihrer Begebenheiten trat vor ihr Auge. Sie fand viel Tadelhaftes in ihrem Betragen; aber kein Zeitpunkt ihres Lebens war so mit Schande gebrandmarkt, als der ihrer Verbindung mit dem gutmüthigen Rathe. Alle Schäze der Welt hätte sie drum gegeben, wenn sie ihren Gemahl damit hätte wieder lebendig machen können. Das sind freylich Gewissensvorwürfe. Aber hier liegt auch der Grund am Tage, die tadelhafte Handlung ist offenbar, keine Täuschung kommt ins Spiel. Besser würde man es über sich selbst gebrochnen Stab, eigne Verurtheilung nennen. — Wochen und Monate tobte Jakobine so. Sie ward bleich und verfiel im ganzen Gesicht. Fast kein Schlaf kam in ihre Augen. Sie wollte von Philipp nichts mehr sehen und hören. Ihre liebsten Freunde waren ihr verhaßt. Sie ließ den Frater zu sich kommen, und suchte Trost bey ihm. Hätte das ihr orthodoxer Papa gewußt, er hätt' ihr den Fluch gegeben. Aber je wütender dergleichen Schmerz

ist, desto kürzer ist seine Dauer, und desto sichrer wird er geheilt. — Ach! ich hatt' einst eine Gattinn, die so treu, so gut, so mitleidig, so edeldenkend war, die Klugheit, Geschmak, Kenntnisse besaß, den Freuden hold war, aber auch ernste Unterhaltungen zu schäzen wußte, die mir sogar meine Geschäfte erleichtern half, und doch ganz Weib in der Gesellschaft, ganz Wirthin im Hauswesen, ganz Mutter in der Mitte ihrer holden Kinder war. Sie starb in der Blüthe ihrer Jahre an einer langwierigen Krankheit. Zermalmt von der Theilnahme an ihren langwierigen Leiden sah ich ihr Ende mit Gelassenheit. Ich war stark, als der Stunden lezte sich nahte, und von mir getröstet wallte die Leidende sanft hinüber in den Aether des Lebens, wo reinere Himmels-Luft alle Krankheiten weit wegscheucht, und die Freuden der Lieb' und Freundschaft kein Ende mehr zu fürchten haben. Mit stummer Betäubung, mit frommen Ernste geleitete ich dies mein einziges höchstes irrdisches Gut zum tiefen Grabe, dem beschämenden Ende aller menschlichen Herrlichkeit. Sanft flossen mei-

meine Thränen, nicht stundenlang in Strömen, und kein Zetergeschrey, zürnend mit dem Regierer des Weltalls, tönte aus meinem Munde gen Himmel. Aber auch gleich, mondenlang gleich blieb sich der langsam nagende Schmerz in meinem Busen, und es verfloß mir fast kein Abend — ach sonst die traulichste Zeit meiner Unterhaltung mit der Vollendeten, die süßeste Erholung für mich nach den Lasten des Tages — ohne Thränen. Noch seh' ich mit Rührung die Stätte ihrer Leiden, noch blutet mein Herz, und der dumpfe Ton ihrer lezten Worte tönt noch immer tiefverwundend in meinen Ohren. Vielleicht hätt' ich ihn schon überwunden, den nagenden Schmerz, hätt' er mit stärkrer Gewalt in mir gewütet. Aber auch süß ist mir dieser bleibende Klageton um meine Verklärte. Kaum hab' ich das Alter des Mannes erreicht: aber sollten auch meine Jahre höher steigen, sollt' ich ein Greisalter erreichen, dennoch würd' ich nie ohne tiefe Rührung mich an meine vorangegangne Gattin erinnern. Und Ihr, liebe Leser und Leserinnen, vergebt mir, daß ich der würdigsten

Frau und Mutter hier ein kleines Denkmal weihte.

22.

Obschon Jakobine von Philipp nichts mehr wissen wollte, so konnte sie doch nicht umhin, mit dem kommenden Sommer auf ihr Gut zu reisen, theils um es in Besiz zu nehmen, theils mancherley nöthige Verfügungen auf demselben zu treffen. Natürlich mußte der Pastor ihr, wars auch nur um der Domestiken und der Unterthanen willen, die Aufwartung machen. Sie betrug sich beym ersten Besuch kalt. Auch er that frostig und fremd. Beym Abschiede trafen sich doch ein paar traurige Blike von beyden Seiten, Blike, die zu sagen schienen: Wir liebten uns einst, o liebten wir uns noch! Am folgenden Tage ward wieder Besuch gegeben und angenommen. Die Kälte war schon ein wenig verschwunden. Der Pastor, ein guter Landwirth, ward bey dieser und jener Anordnung zu Rathe gezogen. Dies war ein Schritt zum neuen Zutrauen, zu neuer Achtung. Es vergiengen nicht acht

Tage, so war wenigstens jener Entschluß, einander auf ewig zu meiden, vergessen. An die jezige Stimmung kettete sich unmittelbar der Gedanke, daß jezt beyde frey, beyde noch jung waren, und die Dame Vermögen besaß. Auch war es schon bedenklich, daß die gestrenge Frau den Rükweg nach Breslau nicht wieder finden konnte. Kurz, die Schiffe segelten wieder friedlich neben einander. Der Faden der alten Vertraulichkeit ward wieder angesponnen. Jakobine brachte ihre meiste Zeit auf ihrem Gute zu, das sie als testamentarische Erbin sogleich in Besiz genommen hatte. Selten war sie in Breslau. Ihre dortigen Schmaruzer trugen zwar Flöre und sendeten Leichenkarmen. Aber sie verfehlten dennoch ihre Absicht. Die reichen Abendtafeln hatten ein Ende, denn die Gebieterin liebte das Landleben, und sah es ungern, wenn man dort ihre heilige Einsamkeit durch profane Visiten entweihte.

In dieser Lage war das Wittwenjahr vorüber geflossen. Der Pastor, seines Entschlusses, ein Mädchen zu freyen, nicht mehr eingedenk,

denk, wagte es vielmehr, Jakobinen seine Hand zu bieten. Die gute Räthin hätte gern widerstrebt. Gleichwohl war sie dem jungen Manne herzlich gut, und was hatte sie nicht schon alles um seinet Willen, er um ihrentWillen gewagt! Ihre Liebe siegte über jede Bedenklichkeit. Sie gab dem Pastor ihr Jawort, zu großem Staunen der Gemeinde, und zu großem Verdruß ihrer Breslauer Bekannten, darunter so mancher junger Herr von Stande bereits auf eine Verbindung mit ihr spekulirt haben mochte. — Bald darauf meldete man dieses Vorhaben nach Langenwaldau. Wider alles Erwarten kam eine sehr ungünstige Antwort zurük. Vater Magensaft, dem der Tod des Raths nicht eben sehr zu Herzen gegangen war, da er nur seine Tochter zur Universalerbin eingesezt hatte, verbot Jakobinen mit allem Gewicht der väterlichen Gewalt, diesen Mann zu heirathen. Es werde, schrieb er, sich nicht nur für eine Frau ihres Standes gar nicht schiken, einen Landgeistlichen zu ehelichen, sondern sie könne auch die Sünde bey Gott nicht verantworten, wenn sie nun noch

obendrein den zum Manne nehmen und an ihrem Vermögen Antheil genüßen lassen wolle, der ihren seeligen Mann so gekränkt, und mit dem sie geraume Zeit in so verbotnem Umgange gelebt hätte. Sie könne dieses Verbrechen nicht anders wieder gut machen, als, wenn sie demselben ganz entsagte, und sich auf andre Weise mit Vorsicht und Klugheit auf ein eheliches Bündniß einließe. Wo in aller Welt wußte nun Vater Magensaft diese Dinge her? Argwohnte er nur so etwas, weil Philipp in Breslau geblieben und durch ihre Empfehlung versorgt worden war? Es entwikelte sich in der Folge, daß der Rath in einer seiner schwachen Stunden dem Vater seinen Kummer geklagt, und Trost oder Rath von ihm verlangt hatte. Die Mutter hatte den Brief, Verdruß zu vermeiden, untergeschlagen, und ihn ihrem Manne erst einige Zeit nach dem Tode ihres Schwiegersohnes gezeiget.

Das harte Verbot des Vaters konnte jedoch in den Entschlüssen des liebenden Paares nichts ändern. Jakobine fühlte sich frey. Sie meldete den Eltern, daß sie den Man-

gel ihrer Einwilligung bedaure, sich aber nun weiter nicht helfen könne, indem sie bereits ihr Jawort gegeben habe, und mit dem Pastor Zeidelbär verlobt sey. Sie sey sich keines lasterhaften Umganges mit diesem Manne bewußt. Er sey ein guter Landwirth, noch jung, thätig, und an die Einsamkeit gewöhnt. Er werde sein Amt niederlegen, und sie wollten mit einander vor immer auf dem Gute bleiben, nachdem sie ihr Haus in der Stadt würde vortheilhaft verkauft haben. Sie bäte also um den väterlichen und mütterlichen Seegen, und da sie sich wegen Kränklichkeit Beyder keine Hofnung machen dürfe, daß sie zur Hochzeit kommen würden, so bäte sie wenigstens, sie in ihr Gebet einzuschließen.

Magensaft ergrimmte. Spott deuchten ihm diese lezten Worte zu seyn, aber sie kamen wirklich aus kindlichem Herzen. Er übereilte sich so sehr, daß er seiner Tochter und ihrem Bräutigam förmlich den Fluch gab. Die alte Schulmeisterin, die eben zum Roken auf der Pfarre war, schlug zwey Kreuze vor sich, zitterte am ganzen Leibe, und suchte

mit aufgehobnen Händen den Fluch wieder weg zu beten. Die Frau Pastorin weinte, und der tobende Pastor stopfte seine Pfeife.

Unterdessen ward auf Jakobinens Landgute das Beylager gehalten. Es gieng dabey sehr still und friedlich her. Eine Tafel von sechzehn Personen, meist aus den benachbarten Gutsbesizern und Geistlichen bestehend, beschloß die Feyerlichkeit dieses Tages. Zufrieden lächelten die Neuvermählten allen Gästen zu, und bekannten, daß sie sich glüklich fühlten. — Zeidelbär rief einen seiner Universitätsfreunde zum Prediger an die von ihm niedergelegte Stelle, und Jakobine gab ihm die Vokation. Aus Langenwaldau liefen verdrüßliche Antworten ein, aber zu spät. Die Verbundenen fanden keinen Grund, ihren Entschluß zu bereuen.

Es war ohngefähr ein Jahr in dieser glüklichen zufriednen Ruhe verflossen, als ein weitläuftiger Anverwandter des seeligen Raths auftrat, und Jakobinen ihre Erbschaft streitig machte. Böse Menschen, Neider vielleicht, die Zeidelbär sein Glük nicht gönnten,

ten, hatten diesen Menschen aufgeredet, und ihm untern Fuß gegeben, daß an dem Formale des Testaments nicht alles beobachtet worden sey. Dies war nicht ohne Grund. Aber da keine Anverwandten zugegen waren, denn der jezt erwähnte Vetter, ein Dragoneroffizier, befand sich damals nicht in Breslau; so ward es auch weiter nicht gerüget. Jakobine maaßte sich zu Folge des von ihrem Gemahl unterschriebenen, in Händen habenden lezten Willens der Erbschaft an, ohne sich darum zu bekümmern, daß die obrigkeitliche Bestätigung daran mangle. Niemand störte sie im Besiz, weil man allgemein glaubte, es habe blos eine Schenkung unter Lebendigen oder sonst eine Art geltenden Privatvermächtnisses statt gefunden. Daß der seelige Mann ein solches Versehn begangen hatte, war ohnstreitig nur Nachläßigkeit, nicht böse Absicht. Gleichwohl konnte der Umstand für Jakobinen, die mit ihrem Gemahl keine Kinder gezeugt hatte, sehr nachtheilig werden. Der Offizier drohte mit förmlichen Prozeß, und that dazu auch bereits einige Schritte vorwärts. Jakobi-

nens Freunde riethen ihr, sich durch eine ansehnliche Summe mit ihm zu vergleichen, weil sonst die Sache noch schlimmer für sie ablaufen würde. Auch ihr Mann hielt das selbst für besser. Sie bot also die Hand zum Vergleich. Der Offizier spannte seine Forderungen sehr hoch, theils weil er aufgehezt worden seyn mochte, theils weil er die Dame für reicher hielt, als sie wirklich war. Nach aller möglichen angewandten Mühe konnte sie doch unter keinen andern Bedingungen den Vergleich zu Stande bringen, als daß sie dem Offizier zwanzigtausend Rthlr. baares Geld, innerhalb fünf kurzen Terminen, auszuzahlen angelobte. Natürlich schmerzte sie dies auserordentlich. Ihr Gut gerieth dadurch in beträchtliche Schulden, und die erwähnte Summe betrug die Hälfte ihres ganzen Vermögens, weil der Rath in seinem Testamente auch viele Legate bestimmt hatte. Alle diese hatte Jakobine sogleich ausgezahlt, und wie viel würde sie wohl dabey gewonnen haben, wenn sie diese einzelnen mäßigen Summen durch den Weg des Rechts — denn anders würden sich die Empfänger nicht

dazu verstanden haben — hätte zurükfordern wollen? Dieser Unglüksschlag ward in Langenwaldau für die erste Wirkung des väterlichen Fluches genommen. Die Frau Pastorin bat ihren Mann mit Thränen, daß er den Fluch zurüknehmen möge. Er thats zwar nach reifer langwieriger Ueberlegung. Aber entweder das hatte nun keine Kraft mehr, oder es hatte weder sein Fluch noch dessen Zurüknehmung einigen Einfluß auf Jakobinens Schiksal; denn nur Unglüksfälle thürmten sich wie Wogen über ihrem Horizont auf.

Kaum hatte sie den lezten Termin an den Offizier ausgezahlt, und war nun wegen seiner fernern Ansprüche in Sicherheit gesezt, als ein andrer Vetter des verstorbnen Raths sich meldete, der von gleicher Nähe war. Die Rachsucht der durch Jakobinens Vermählung zurükgesezten Stuzer mußte noch nicht befriedigt seyn. Denn dieser Fremdling erfuhr sehr bald, wieviel der Offizier bekommen habe, und bestand nun auf einer gleichen Summe, oder er wollte den Weg Rechtens gehen. Philipp und Jakobine waren wie

vom

vom Schlage gerührt. Der Agnate, ein Kaufmann, forderte den Rest des ganzen Vermögens. Was war zu thun? Ohnehin hatten sich die Einkünfte des Guts durch mißwachse Jahre verringert. Man beschloß, es zu verkaufen. Als man einen annehmlichen Käufer hatte, so akkordirte man mit dem Vetter, und er war so billig, sich mit sechstausend Rthlrn. abspeisen zu lassen. Sonach schmolz das Vermögen Jakobinens sehr zusammen. Aber es war damit noch nicht genug. Als das Gut obrigkeitlich ausgeliefert werden sollte, fanden sich auf demselben zwey alte Hypotheken, einer reichen Kirche in der Nachbarschaft zuständig, die vormals ein Gnadenbild gewesen war. Die verschimmelten Dokumente hatten Erweis und Rechtskraft. Seit undenklichen Jahren waren keine Zinsen eingefordert worden. Der gegenwärtige Patron der Kirche war ein Feind Jakobinens, weil er sie hatte heirathen, und seine in Unordnung gerathne Finanzen durch ihr Vermögen verbessern wollen. Er stach daher diese alte Sache auf, und drang durch. Jakobine mußte froh seyn, daß man

ihr

ihr die versessnen Zinsen schenkte, welches sie, da sie von der Hypotheke nichts gewußt hatte, wohl auch nicht mit Unrecht verlangen konnte. Die Kapitale, welche zusammen 8750 Rthlr. betrugen, behielt der Käufer des Guts inne, und zog es an der Kaufsumme ab. Ueberdieses hatte auch der Pachter unglaubliche Betrügereyen gespielt. Es meldeten sich verschiedne kleinre alte Schuldner, die bisher geschwiegen hatten, nun aber, da das Vermögen zu trümmern gieng, ihre Anforderungen geltend machten. Mit einem Worte: Jakobine behielt von ihrem ganzen grossen Vermögen kaum völlige dreytausend Rthlr. und davon sollte sie nun mit ihrem auser Verdienst gesezten Manne leben.

So schreklich können Feinde uns schaden, und Verfolgungen böser Menschen uns vom Gipfel des Glüks herabstürzen! So schnell kann ein Glük verschwinden, das uns für das ganze Leben fröhliche Tage zu versprechen scheint! — Ein unversöhnliches Schiksal erschwerte die Vereinigung Jakobinens und Philipps bis auf den lezten Augenblik, und

als

als sie über dasselbe gesiegt hatten, verfolgte es sie auf andre Weise, und ruhte nicht eher, als bis sie gezwungen waren, mit Dürftigkeit zu kämpfen.

Zeidelbär nahm das ihm noch übrige Geld, und kaufte sich in Sachsen ein kleines Bauergut, wo er mit seiner Gattin kümmerlich lebte. Er bemühte sich, der Natur den Rang abzulaufen und das Gut so hoch als möglich zu nuzen, auch die beste Wirthschaft zu treiben, um wenigstens nicht betteln zu dürfen. Aber auch diese Unabhängigkeit von Andern gewährte ihnen ihr Verhängniß noch nicht. Schloßen schlugen ihre erste hoffnungsvolle Erndte nieder. Der nahgelegne Elbstrom überschwemmte die Wiesen, und führte das Heu weg. Im Viehstalle war kein Gedeihen. Es trafen so viel kleine Umstände zusammen, daß unser Paar auch dies Gütchen nicht behaupten konnte, sondern es dem Lehnsträger, dem es an seiner Stelle zugeschrieben worden war, überlassen mußten. Sie behielten noch achthun-

dertunddreißig Rthlr. Rest. Damit zogen sie sich in ein stilles Dörfchen zurük, und nahmen sich vor, für Geld zu arbeiten, und die wenigen Interessen von dem erwähnten Kapital zur Zubuße zu nehmen. Hiernächst krochen sie auch beym alten Magensaft zu Kreuze, schilderten ihre elende Lage mit rührenden Farben ab, und hofften auf den Beystand der Vorsehung. Ein Glük für sie war es jezt, daß sie nicht ein kleines Kind hatten.

23.

Jakobinens Mutter rührten die erhaltenen Hiobsposten von ihren Kindern tief im Innersten. Sie grämte sich Tag und Nacht, und der Wurm nagte unaufhörlich an ihrem Leben. Selbst der Vater fieng an, sich Gewissensskrupel über seinen voreilig gegebenen Fluch zu machen. Gern hätte er den armen Leuten beygestanden, wenn es sein Geiz zugelassen hätte. Indessen ließ er sie doch nicht ganz leer ausgehen. Er antwortete ihnen bald, sagte ihnen noch ein wenig derb die

Wahr-

Wahrheit, legte aber doch eine Rolle Dukaten bey, die er eben von einem ausstehenden starken Kapital an Zinsen erhoben hatte. Zeidelbär und seine Gattin waren darüber herzlich erfreuet. Nicht nur dies Geschenk kam ihnen sehr willkommen, sondern sie konnten auch daraus schlüßen, daß der Vater ein hübsches Vermögen sammle, auf welches sie einst nach seinem Tode rechnen konnten, da Jakobine sein einziges Kind war. Und Enterbung war, nach dem ziemlich väterlichen Tone, in welchem Magensafts Brief erschien, wohl nicht weiter zu befürchten. Da die Mutter die gute Stimmung ihres Mannes bemerkte, lag sie ihm in den Ohren, die Kinder ganz zu sich zu nehmen. Das hielt Anfangs hart. Doch vieles Zureden, eignes Gefühl von Schwäche, und daher entstandne vermehrte Nachgiebigkeit, vielleicht auch der Gedanke, daß sein Schwiegersohn ihn oft im Predigen überheben könne, bewogen ihn endlich, sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen. Die Mutter hatte also ihren sehnlichen Wunsch erreicht, und

freute sich innig darüber. Aber sie konnte dies Vergnügen nicht genüßen. Ehe noch der Entschluß Philipp und Jakobinen kundgethan wurde, bekam diese gutmuthige Frau einen Steckfluß, der schon am dritten Tage der Krankheit ihrem Leben ein Ende machte.

Der alte Pastor war tiefgebeugt. Er fühlte schon am zweyten Tage, wie viel er verlohren hatte. Alles lag auf ihm. Er schikte unverzüglich einen reutenden Boten an seine Kinder, und entbot sie sogleich zu sich. Auch sendete er Reisegeld mit, und machte es ihnen scharf, daß sie keine Kosten scheuen sollten, um noch zum Begräbniß einzutreffen, das er aus dieser Ursache möglichst verlängerte. Jakobine war seit einiger Zeit der traurigen Begebenheiten sehr gewohnt. Dennoch war ihr diese Nachricht äuserst beweglich. Sie weinte sich rothe Augen, und Philipp war nicht im Stande, sie zu trösten. Nur die Hoffnung, mit ihrem Vater völlig ausgesöhnt, vor Mangel gesichert und im Stande zu seyn, ihrem alten

ten Vater thätig beystehen zu können, beruhigte sie einigermaßen.

Am Abend vor dem Begräbnißtage langten unsre von unzählichen Leiden niedergebeugte Eheleute in Langenwaldau an. Wunderlich wards Jakobinen ums Herz, als sie durchs Thor in den Pfarrhof fuhren. Seit jenem gefährlichen Sprunge war sie nicht hier gewesen. Wie unendlich viel hatte sich in diesem Zeitraume von etwa zehn Jahren geändert. Aber alles war doch nur Traum gewesen. Arm und blos war sie entwichen, und nicht viel reicher kam sie zurük, obschon in der Zwischenzeit ihr Loos so glänzend gewesen war. Der Vater weinte bey ihrer Ankunft wie ein Kind. Zu schwer war für sein Herz die Szene, als die verlorne, so lange entfernte Tochter zur Thür hineintrat, und sich auf den bey Lichtern und ländlichem Prunk dastehenden Leichnam ihrer innig geliebten Mutter, ihrer Vertrauten, der aushaltenden Theilnehmerin in Leiden und Freuden warf. Er lehnte sich an seinen Schwie-

gersohn, der ihn mit nassen Augen von der schreklichen Szene weg die Treppe herauf führte. Jakobine riß sich ebenfalls los, und folgte nach. Nicht mit einem Wort ward oben im Zimmer an die vergangene Zeit gedacht. Die Tochter übernahm von Stund an alle Schlüssel, besorgte alles Nothwendige in der Wirthschaft, und war noch denselben Abend in ihrer alten Sphäre, indes ihr Mann mit dem Vater Tabak rauchte, und ihn durch Erzählungen von Halle zu unterhalten suchte. Sie schliefen nun wieder beyde in der Kammer, aus der Jakobine einst entfloh, und sonderbare Empfindungen bemächtigten sich bey der Erinnerung an diesen fatalen Augenblik, der Quelle aller ihrer erfahrnen Leiden und Freuden, ihrer Herzen. Konnten sie damals in dieser Kammer bey einander schlafen, so wären ohnstreitig alle diese Begebenheiten unterblieben. Doch, der Determinismus!

Der traurige Begräbnißtag brach an. Das Volk strömte aus Langenwaldau, und

von

von allen benachbarten Dörfern herbey. Pfeilschnell breitete sich die Nachricht aus, daß die Pfarrbine — (leider nicht mehr die Gräfin oder Ministersfrau) — mit Schulphilippen zugegen sey. Alles drängte sich herbey, diese Wundermenschen zu sehn, die auf so hoher Stufe gestanden hatten — so träumten die Langenwaldauer — und nun ganz alltägliche Menschen waren, entschlossen, auf dem Lande zu leben. Der Leichenzug gewährte allen diese befriedigte Neugierde. Auch wußte Zeidelbär den Zeitpunkt zu seinem Vortheil zu nüzen. Er hielt am Sarge seiner Schwiegermutter, noch ehe sie in die Kirche getragen wurde, aus dem Stegereife eine rührende Rede, die das ganze Dorf in Staunen versezte, und mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllte. Selbst dem Schwiegervater gefiel sie, und söhnte ihn völlig mit seinem alten Feinde aus.

Einige Wochen nach dem Begräbniß der Mutter bestieg Zeidelbär die Kanzel. Das ganze Dorf stuzte und lief zu Schaaren in

die Kirche. Die Emporkirchen knasterten. Nimmermehr hatte man geglaubt, daß Magensaft einen Mann seine Kanzel würde besteigen lassen, der hier im allgemeinen Rufe schlechter Aufführung war. Sicher hätte man Aufruhr befürchten können, wenn Philipp sich nicht schon durch seine Leichenrede Kredit und Beyfall erworben gehabt hätte. Sein Vortrag von der Kanzel hatte indessen einen gleich glüklichen Erfolg. Alles war rings um tief gerührt. Heilige Stille durchsäuselte den Tempel. Der Prediger gewann Aller Herzen. Es dauerte nicht lange, so hörte man den Sohn viel lieber predigen, als den Vater. Der alte Magensaft würde ohnstreitig auf diesen Beyfall eifersüchtig geworden seyn, hätte nicht Schwäche und Hang zur Ruhe diese Eifersucht im Aufkeimen erstikt. Er sehnte sich nach völliger Entlassung seiner Amtsbürde. Bereits in den Siebzigen war ihm diese Ruhe zu gönnen. Und da er immer mehr und mehr einsah, daß sein Schwiegersohn Verstand, Kenntnisse und gutes Herz besaß, auch keine heterodoxe

Grund-

Grundsäze bliken ließ — denn diese wußte derselbe weislich zu verbergen — so entschloß er sich leicht, sich ihn von seinem Kollator zum Substituten auszubitten. Das Ansuchen fand keine Schwierigkeiten. Zeidelbär bekam die Vokation, bewieß hinreichend, daß er auf dem oft erwähnten Gute in Schlesien sein Amt auf eine ordentliche Weise willkührlich niedergelegt hatte, durfte also nicht weiter ordinirt werden, bekam statt des Examens den Auftrag zu einer einzureichenden Abhandlung, und ward nach gehaltner Probe- und Anzugspredigt feyerlich installiret.

Magensaft genoß diese Ruhe nicht lange. Schon seit geraumer Zeit war er mit einer wäßrichten Geschwulst an den Füßen geplagt, die ihn an seinen ökonomischen Verrichtungen hinderte, und besonders die Feldarbeiten ihm unmöglich machte. Dieser Mangel angewohnter starker Bewegung hatte auf seinen Körper den nachtheiligsten Einfluß. Er verlor die Eßlust, hatte keinen ruhigen

Schlaf, zehrte sich ab, die Geschwulst stieg höher, und er bezahlte endlich die Schuld der Natur im dreyundsiebzigsten Lebensjahre. Seine Kinder beweinten ihn redlich, und begruben ihn mit Ehrfurcht an die Seite seiner vorangegangenen Gattin. Er verließ ein ansehnliches Vermögen, das schon im Stande war, Philipp und Jakobinen über diesen Todesfall zu trösten.

24.

Obschon Zeidelbär nur kurze Zeit Substitut gewesen war, so hatte er sich doch bey der Gemeinde sowohl als bey seinem Kollator allgemeine Liebe erworben. Man wünschte durchgehends, daß er hier als Pfarr bleiben möchte. Nun trat aber der Umstand ein, daß der Herr des Orts mehrere Pfarrdörfer besaß, deren Einkünfte jedoch für die Prediger lange nicht so beträchtlich waren. Seit undenklichen Zeiten war es daher also gehalten worden, daß, wenn der Prediger in Langenwaldau mit Tode abgieng, einer

von der kleinern Gemeinde diese Stelle be-
kam, und einen Kandidaten zum Nachfolger
hatte. Diesmal war der Fall etwas verän-
dert, weil in Langenwaldau ein Substitut
vorhanden war. Es sezte daher allerley
Streitigkeiten. Die zwey andern Herren
Geistlichen bewegten Himmel und Erde, um
den wegen seiner Sitten übelberufnen Zei-
delbär sich nicht vorgezogen zu sehen. Aber
sie fiengen es auf die unrechte Art an.
Sie wollten ihre Begehrden ertrozen, und
als sie merkten, daß wenig Aussicht dazu
vorhanden sey, so schimpften sie von den
Kanzeln über Ungerechtigkeit und Undank.
Der Kollator nahm dies sehr übel auf, und
grade dies ihr Benehmen war es, was sei-
ner Unentschlossenheit ein Ende machte.
Er gab ohne weitern Anstand dem Substitu-
ten eine Vokation nach Langenwaldau, und
ließ den andern beyden Geistlichen Still-
schweigen gebieten. Durch Bitte hätten sie
sicher mehr ausgerichtet, als durch Pochen.
Doch, sie waren auch unter sich selbst eifersüch-
tig. Einer konnte doch nur Pfarr in Langenwal-

dau

bau werden, und der andere hätte diesen ebenfalls verfolgt; so wie ihr Haß und Groll nun den armen Zeidelbår traf, dem sie nicht nur allen nachbarlichen Tort anzuthun suchten, sondern von dem sie auch die allernachtheiligsten Geruchte aussprengten. Besonders waren die Zungen der Frau Magisterinnen bey dieser Gelegenheit sehr geschaftig, und sie begiengen damit einen Todschlag nach dem andern. Zeidelbår und seine Gattin freuten sich daher wenig über ihr Glük, auf einer so einträglichen Stelle zu sizen. Sie erwiederten jene Schmähungen indessen mit Stillschweigen, und grämten sich heimlich.

Zeidelbår war nicht zufrieden, seiner Gemeinde blos als Prediger und Pastor zu dienen. Er strebte ihr auch auf andre Art nüzlich zu werden. Da seine Gattin weder mit ihrem ersten Gemahl, noch mit ihm bis jezt noch ein Kind gezeugt hätte, so war wenig Hofnung vorhanden, daß solches jemals geschehen möchte. Sie nahmen aus

dieser

dieser Ursach zwey arme Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, aus dem Dorfe zu sich, und gaben ihnen eine brave Erziehung. Der jezige Schulmeister war ein geschikter Mann, der ein Jahr auf der Universität zugebracht, aber sein Studiren aus Armuth nicht hatte fortsezen können. Zedelbär machte mit ihm gemeinschaftliche Sache, und sie legten zusammen eine Art Philantropin an, so weit es sich auf dem Lande mit der Dorfjugend realisiren ließ. Die Kinder der Bauern wurden ganz anders unterrichtet, als zuvor. Man brachte ihnen Kenntnisse von Länderkunde bey; man trieb die Rechenkunst und Schreiberey stärker als sonst; man paßte den Religionsunterricht ihren Verhältnissen besser an, und was das Vorzüglichste für sie war, man unterrichtete sie in der Landökonomie sehr gründlich, mit der schmeichelhaften Aussicht, aus ihnen Landwirthe für die Zukunft zu bilden, die nicht mehr so, wie ihre Vorfahren, an Vorurtheilen hingen, sondern mit Verstand und

Ein-

Einsicht ihre Berufsgeschäfte betreiben könnten. Denen, die arm waren, wurde der Unterricht umsonst gegeben. Alles war auf einen so guten Fuß eingerichtet, daß es jederman mit Vergnügen ansehn mußte.

Dennoch fand die Tadelsucht seiner Amtsnachbarn hieran großen Greuel, woran freylich der Neid und die Rachsucht großen Antheil hatten. Sie trieben es so weit, daß sie höhern Orts eine Klage wider den Pastor Zeidelbär einreichten, und ihn darinnen verderblicher Neuerungen sowohl als ungebührlicher Anmaßungen im Schulwesen beschuldigten, nachdem sie ihn schon oft bey dem Kollator umsonst zu verhezen gesucht hatten. Es wurde eine Kommission niedergesezt, die Sache zu untersuchen, die unsern Pastor nicht nur von aller Verantwortung frey sprach, sondern auch nicht umhin konnte, ihm im Protokoll wegen seiner Einrichtungen große Lobserhebungen zu machen. Es zeigte sich auch bey dieser Gelegenheit, daß das Dorf dem Pastor noch

von

von zwey andern Seiten große Verbindlichkeiten schuldig sey. Denn er erzeigte sowohl als seine Frau nicht nur den Armen auserordentlich viel Gutes, sondern er hatte auch solche Einrichtungen getroffen, daß alle unvermögende Kranke in der Gemeinde verpflegt wurden, wozu er ganz freywillige milde Beyträge einsammelte, und das fehlende aus seinem Beutel zulegte. Er hatte mit einem im nächsten Städtchen befindlichen Arzte einen Akkord getroffen, daß dieser ihn mit wirksamen Arzneyen auf leichte Fälle versorgte, und zugleich eine kleine Anweisung zum Gebrauch derselben mittheilte. In schweren Fällen ward der Arzt entweder selbst herbeygeholt, oder wenigstens insbesondre um Rath gefragt. Schon im ersten Jahre dieser Einrichtung hatte sich die gewöhnliche Sterbezahl in diesem Dorfe um vierzig vermindert. Freylich konnte dies auch Zufall seyn. Es ist aber doch fast mehr als wahrscheinlich, daß diese Ausnahme von den getroffenen guten Anstalten herrührte. Denn man kann

als unbezweifelt wahr annehmen, daß besonders auf dem Lande sehr viele Menschen an schlechter Behandlung sterben. Wacholderöl, hizige Balsame und heftige Purganzen vergiften die Körper der Landleute unheilbar. Die Quaksalber, die im Besiz des Zutrauens dieser Menschen sind, hüten sich weislich, andre als sehr wirksame Arzneyen zu gebrauchen. Die Natur wird mit Sturm aufgefordert. Entweder die Patienten kommen davon, oder sie sterben bald. Im ersten Falle trägt der Quaksalber den Ruhm davon, und niemand kann den Nachtheil übersehen oder gewiß bestimmen, der durch die heroische Kur für die Zukunft bereitet wurde. Im andern Falle heißt es: es ist Gottes Wille gewesen. Niemand rügt den Mord, und der Quaksalber hat wenigstens das Verdienst, wohlfeil gewesen zu seyn. — Die Kommission zog zufrieden von dannen; die Herren Amtsbrüder waren beschämt, und bekamen ellenlange Nasen.

Langenwaldau war stolz auf seinen Seelsorger und nennte ihn Vater. Aber die Vorsehung hatte beschlossen, dies Glük einem Orte nicht lange zu lassen, der es vielleicht nicht werth war, oder desselben wenigstens in der Folge vielleicht unwürdig geworden wäre. - Kaum hatte Zeidelbär die löblichen Einrichtungen auf einen guten Fuß gesezt, als er ein Opfer seiner Menschenfreundlichkeit wurde. Die Ruhr, diese traurige Volksseuche; die so manches brave Glied der Gesellschaft hinreißt, fieng an, in Langemwaldau zu wüten. Zeidelbär, voll edler Sorgen über diesen grausamen Gast, traf sogleich alle mögliche Vorkehrungen. Voll Eifer, zu verhüten, daß die Krankheit nicht zu weit um sich greife, bedachte er seine eigne Sicherheit zu wenig. Er wagte sich überall hin, ohne die nöthige Vorsicht zu brauchen, ward angestekt, erlag, und gab schon am 4ten Tage der Krankheit seinen Geist auf. — Jammer und Wehklagen stiegen von al-

len Seiten des Dorfs laut zum Himmel. Es schien, als sey mit dem Tode dieses Mannes nun alles Glük auf ewig aus diesen Fluren geschwunden. Bey seinem Begräbniß drängte sich die ganze Gegend in zahlloser Menge herbey, und kein Auge war troken. Niemand scheute die in Langenwaldau herrschende Seuche. Auch schien es, als hätte diese Megäre nur vorzüglich das Leben des Edeln zum Opfer verlangt; Denn bald nach seinem Tode, ward sie gelinder, und hörte in wenigen Wochen ganz auf. Der brave Arzt, Zeidelbärs Freund, dessen wir schon vorhin erwähnten, traf freylich auch alle mögliche Anstalten, die die Vorsehung seegnete.

Jakobinens Schmerz zu beschreiben ist für mich ein unmögliches Geschäft. Laufen mir doch selbst die hellen Thränen aufs Blatt, indem ich dies schreibe. Sie erkrankte selbst an diesem Zufall, und konnte ihren Gemahl nicht einmal zum

Grabe geleiten. Doch sah sie ihn durchs Glasfenster einsenken, und Ströme von bittern Thränen flossen den frühvollendeten Lieblinge. Die alte Schulmeisterin überlebte den Tod ihres Sohnes nur wenige Monden.

Die ganze Nachbarschaft klagte um diesen Mann, nur die zwey Amtsbrüder nicht. Der Kollator gab aus Besorgniß neuer Zänkereyen, die er von Herzen haßte, dem ältesten von ihnen die Stelle. Eingewurzelter Groll gegen den Seeligen erlaubte dem Herzen dieses Mannes nicht, die Anstalten seines Vorgängers gut zu heißen. Er ließ sie alle verbieten oder einschlafen, und führte sein Amt mit der gewöhnlichen Leier.

Jakobine lebt in abgeschiedner Stille in einem ländlichen Häuschen, von den Zinsen ihrer vom Vater ererbten Gelder. Sie giebt den Armen viel, und hat auch die zwey Waysen wieder mit sich ge-

 nommen.

nommen. Alle ihre Bekannten wünschen, daß sie sich wieder verheirathen möge, da sie noch in der besten Blühte der Jahre ist. Aber sie mag nichts davon hören. Müde des Sturmes der Leidenschaften weiß sie die Abgeschiedenheit von der Welt zu schäzen. — Ohne menschenfeindlich zu seyn, kann man einsam leben. Und was ist reizender, als ländliche Stille?

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pescheck, Christian August,

Philipp Zeidelbär und Binchen Magensaft; oder die zwei Stuzperükken und ihre Besitzer

Halberstadt 1798

P.o.germ. 2058 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129526-5
VD18 1172093